

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 21. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2 1/2 M. Berlin, 1. November 1891. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4 1/4 M. XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Zum Fenster hinaus.

Eine hygienische Novelle von Heinrich Steinhausen.
(Schluß.)

4.

„Feuer!“

Die Stube, in der Tunderberg schlafen sollte, lag unten im Erdgeschoß. Wenige Stufen, wenn man durch die Hausthür geschritten war, hatte man zu nehmen, um in den Flur zu gelangen, und gleich die erste Thür zur Linken führte in das „Fremdenzimmer“, in das unser Ankömmling aus Amerika eben eingetreten war, den Brief an die Verleger des „Schlüssels zur Glückseligkeit“ in der Hand. Es war ein freundlich anmuthendes und sauberes Zimmer, was wir freilich nicht besonders zu versichern nöthig haben; denn Erdmuthen, die Gute, hatte es eingerichtet. Ein Hauch friedlichen Willkommens wehte

Tunderberg in diesem Raume an, so einfach er auch ausgestattet war. Er holte tief Athem und sog mit Wohlgefühl die frische Luft ein, welche die laue Nacht ihm durch's offene Fenster zuwehte.

Ein Sopha nach altem Stil, also sehr „stillos“, aber fest, groß und bequem, vielleicht ein Erbstück Erdmuthens aus Großvaters Zeiten, lud unseren Gast nicht vergeblich zum Niedersetzen ein. Aber gewiß wundert's auch den Leser, wie uns selber, daß er sich sofort zu einer Thätigkeit anschickte, die man von ihm am Wenigsten erwartet hätte. Er zog nämlich aus seiner Brusttasche eine Schreibtafel hervor, wie der berühmte Dänenprinz, und fing an, wieder etwas in Eile zu notiren. War ihm etwa, wie dem grübelnden Königssohne, — vielleicht während er die Treppe herniedergeschritten, — ein Geist begegnet? So unwahrscheinlich war es nicht; denn es giebt ja erwiesener Maßen Treppengeister, und nach der Versicherung des urtheilsfähigen Publicums sind sie nicht die dümmsten! Dann war aber der, mit dem Beck's Jugendfreund soeben Bekanntschaft gemacht hatte, offenbar auch nicht im entferntesten Grade mit seinem schreck-

lichen Collegen von der Terrasse in Helsingör verwandt. Zwar, auch August Tunderberg's Haupthaar sträubte sich ziemlich wild und wirr empor über Scheitel und Stirn, als er im Schein des Lichtes vor ihm den Griffel zum Schreiben in Bewegung setzte, wirrer und wilder als gewöhnlich, das ist wahr; aber aus ganz natürlicher Ursache, wie Alle wissen, die aus Erfahrung die Wirkungen von „Fuchs aus dem Loch“ u. dergl. Spielen auf die äußere Erscheinung der Betheiligten kennen. Und vor Allem: was August notirte, konnte nichts sein, was er sich zur Dual merken wollte, wie der Erststudent aus Wittenberg, sondern es blizte vielmehr ein heiteres Vergnügtsein, während er schrieb, hinter den buschigen Brauen aus seinen Augen hervor, und sah er jetzt einen Geist, so war's ein friedlich winkender.

Sein Schriftwerk war kurz und mit wenigen Zeilen abgethan. Er überlas dieselben noch einmal, trennte dann das Blatt von der Brieftasche ab und verwandte eine auffallende Aufmerksamkeit auf die Adresse von Lermer u. Comp., die er nach der Aufschrift des Beck'schen Briefes genau auf sein Blatt übertrug.



Trene Kameraden. Von A. von Heyden. — Siehe Seite 167.
Photographie-Verlag von Gustav Schaner, Berlin.

Soeben war er damit fertig geworden, als er Schritte vernahm, die draußen sich dem Hause näherten. „Der Bote,“ sagte er, und war zeitig genug an der Hausthür, um sie zu öffnen, noch ehe die schrille Klingel gezogen wurde. Also blieb in Folge dieses Ritterdienstes das ganze Beck'sche Gefolge, den dienstbaren Geist, ob er nun Caroline oder Auguste oder sonstwie hieß, mit eingeschlossen, durch die Ankunft des bestellten Eilboten ungestört, und ebenso wenig geschah dergleichen durch seine Abfertigung; denn August Tunderberg, — was ihm gewiß hoch anzurechnen ist, — zähmte dabei seine rollende Löwenstimme bis zum Flüsterton, auch als er dem Vermittler der Eilbestellung sein eben beschriebenes Blatt übergab, mit der Weisung, das Aufgeschriebene als dringendes Telegramm zu bestellen, — „mit bezahlter Rückantwort,“ setzte er hinzu. Dann ward die klingende Münze ausgehändigt, und zwar mit einer Zuthat, wie sie nöthig und im Stande ist, den geschwindesten Eilboten in Amerika, Europa, Asien u. noch eiliger zu machen, und die Thür von Innen wiederum geschlossen.

„Sie plagen ja auch andere Leute des Nachts, und zudem, wenn es ein gutes Geschäft giebt, so lassen sie sich gern aus dem Schlafe stören.“

Tunderberg sprach diese Worte zu sich selbst, als er in sein Gemach zurückgekehrt war, und schien damit zerbörstet sich mit Vermer u. Comp. auseinandergesetzt zu haben. Offenbar fühlte er sich ganz wohl dabei, denn er begann in seiner Stube hin und her zu gehen und, obwohl pianissimo, doch mit Gefühl „Billy Dane“ zu pfeifen.

Doch er brach seine Kunstübung bald wieder ab; denn die Erinnerung an die Eindrücke, die ihm am heutigen Wiedersehenstage geworden waren, beschlich ihn unversehens und störte, das fühlte er, seine Seele aus dem Gleichgewichte, welches zur Kunstpflege nöthig ist, bestehe sie auch nur im Pfeifen von „Billy Dane“.

Wirklich, er hatte sich das lang entbehrte erste Verweilen am deutschen Herde im lieben Vaterlande anders vorgestellt; welche trauliche Wärme hat ihn angestrahlt bloß bei dem Gedanken an das erste Verweilen im Schoße der Familie seines lieben Beck; wie gemüthlich (ah, nur wir Deutschen haben ja das Wort in unserer Sprache und seinen Sinn in unserm Herzen!), ja, wie gemüthlich wollte er sich da fühlen! Und wie würden alle die ruhmvollen Veränderungen der Dinge, deren Glanz ihn schon in der Ferne entzückt hatte, am Freundesbusen das Seelenglück erhöhen.

Aber in der That, dies Glück hatte ihn in diesem Hause, er mußte es sich gestehen, kaum mit dem schwächsten Flügel angeweht, dafür um so stärker und erkältender der Hauch der Aengstlichkeit und der mühevollen Abwehr von allerlei Gefahren, mit der alle vier Elemente, ja die Luft des Himmels mit eingeschlossen, Groß und Klein hier bedrohten.

„Dabei kann man ja nicht ruhig athmen,“ dachte er und fühlte sich selbst dabei bellommen. „Aber nein, 's ist Unsinn, ich lasse mir das nicht aufbinden; mit all' den Bacterien oder wie dieses nichtsnißige, eingebildete Gefindel sonst heißen mag, muß ja der Mensch verkommen!“ Und er steckte, wie dem Gefindel zum Trost, sein Löwenhaupt recht weit in die Nacht zum Fenster hinaus.

Dennoch die Wissenschaft, die Forschung! Beck war ein so gelehrter Mann und rechnete all diese Entdeckungen unter die Haupttitel des Ruhmes, auf den jeder Deutsche stolz sein muß, und den auch er, mitzugenießen, über's Meer heimgekommen war.

Er wußte wirklich nicht, was er davon denken sollte; er dachte an seine eigene und Alonso's Knabenzeit, wie frohsinnig, wie sorglos, wie gesund sie gewesen waren, und wenn er damit die blassen Gesichter des Beck'schen Nachwuchses verglich und ihre und der Eltern Plage mit Gurgeln und Pinseln und Magenessenzen und so fort, so schauderte ihn.

Er versuchte noch einmal „Billy Dane“, aber es wollte nichts helfen. Er hörte gleich wieder auf, ging zu Bett, blies das Licht aus und legte sich auf's Ohr.

Psychologen, welche dies lesen, werden sich freuen, zu erfahren, daß er bereits nach wenigen Minuten eingeschlafen war, — und nur das unwissenschaftliche Publikum wundert sich, daß er das vermochte bei dem Gedankenzwiepsalt, den wir geschildert haben. Die Psychologie aber lehrt, daß die Ideen sich gern sofort anders associiren, je nachdem einer geht oder steht oder liegt. Tunderberg bestätigte das glänzend; denn die feinen Rissen sogar ganz ab, nachdem er sich ausgestreckt hatte.

Indessen, sie lehrten wieder, und zwar viel lebhafter, als beim Wachen. Ihm träumte von Bacillen und Bacterien und Koffen, von Mikroben aller Art (und es war merkwürdig, wie gut er sie jetzt mit Namen nennen konnte), wie sie in unabsehbaren Schwärmen gegen ihn anstürmten. Gegen ihn und die ganze Beck'sche Familie: Vater, Mutter, die Kinder A bis U und den dienstbaren Geist auch; aber gegen ihn sonderlich. Es galt einen regelrechten Krieg, allein die Unthäter achteten kein Völkerecht. Sie fuhren aus der Luft hernieder, wimmelten über die Wehren, schlüpften und zwängten sich

durch jede Ritze, war sie noch so klein. Und in welcher scheußlichen Gestalten! Denn er sah sie alle mit bloßem Auge: die Krümmen, die Gestrecken, die zu Klumpen gewickelten, dünne und dicke, ein höllisches Gefindel. Verzweifelt war seine Gegenwehr für sich und seine Schutzbefohlenen. „Du hast sie gereizt, August,“ hörte er seinen Freund sagen, „durch Deinen Zweifel und weil Du ihre Macht zu leugnen wagtest.“

Das Bewußtsein seiner Verantwortung verdoppelte seinen Muth. Aber Alles war vergeblich. Er goß eimerweise Carbol in den Graben, sie schwammen lustig darin umher; er spritzte mit siedendem, er spritzte mit eiskaltem Wasser unter sie, — sie jauchzten vor Vergnügen; dazu wimmerten noch die kleinen Beck's und klammerten sich an ihn an, und zu seinen Füßen quielten Meerschweine, winselten Hunde, zitterten Kaninchen, — unglückliche Versuchsthiere, die von ihm Rettung erwarteten. Alles vergeblich. Denn schon krochen die Ungeheuer an ihm herum, klammerten sich fest, bohrten sich ein, daß ihn Grauen und Ekel ergriff. Da, ein neuer Schreck: die Pallisaden seines Blockhauses, — denn in einem solchen hatte er sich zu vertheidigen, — trachten mit dumpfem Getöse zusammen, und hinter ihm erscholl der laute Ruf: „Feuer, Feuer!“ Er wandte sich um, und wirklich, der fahle Schein traf schon seine Augen.

Augustus Tunderberg erwachte. Der Mond schien durch's Fenster gerade in sein Gesicht. Was für ein fürchterlicher Traum, und wie lebhaft. War's doch, als hörte er den Feuerruf noch in seinen Ohren.

„Feuer, Feuer!“ Nein, jetzt träumte er nicht mehr. Mit lauter Stimme hallte es so durch's Haus, und krachend fiel darauf die Hausthür wieder in's Schloß. Im Nu war er aus dem Bette und sprang zum Fenster hin. Draußen war Alles still und Busch und Garten nur vom Mondlicht sanft beleuchtet. Aber drinnen im Hause ward's lebendig. Thüren wurden aufgerissen, man lief hin und her, und Stimmen wurden vernommen, die durch einander riefen.

„Um Gotteswillen,“ dachte Tunderberg, „die Kinder, die Kinder!“ warf sich in fiebernder Hast in die nöthigsten Kleider und stürmte in den Flur.

„Feuer! Feuer!“ erscholl es wieder, und jetzt von oben. Alf und Ernst riefen es, ja auch Rolf's und Will's Stimmchen schrieen dazwischen, Thüren wurden auf- und zugeschlagen, und dabei vernahm er ein wildes Hasten und Rennen im oberen Stod.

„Wo? Wo?“ rief Tunderberg in äußerster Beforgniß und eilte mit wirklichen Löwensprüngen auf die Treppe zu, um nach oben zu gelangen.

Es war sehr dunkel im Innern des Hauses unten, — wer wird auch in solchen Schrecken daran denken, Licht zu machen? — und daher kein Wunder, daß August, mit den Stufen der Treppe unbekannt, schon bei der ersten Bewegung fehltrat und ausglitt. Zwar erlitt er keinen erheblichen Schaden, denn das Geländer, an das er sich festzuhalten vermochte, verhinderte einen völligen Sturz. Indes, er konnte sich so schnell nicht erheben, um den im Fluge die Treppe herniedereilenden beiden ältesten Beck'schen Sproßlingen auszuweichen. So stolperte denn Alf über den amerikanischen Onkel und brachte auch den dicht hinter ihm drein springenden Ernst mit zu Fall.

„Sie sind doch aus der Feuersgefahr gerettet“, dachte der sich wieder aufraffende Tunderberg, und es war merkwürdig, wie schnell ihn dazu die Angst und der Wunsch, Hilfe zu bringen, befähigte.

„Aber die Kleinen, die Kleinen!“ Auch sie kamen ihm entgegen, wenigstens Will und hinter ihm Rolf, auf's Nothdürftigste angekleidet; Schuhzeug und Röckchen schleppten sie in den Armen mit sich, während sie im Bettlauf die Stufen herabkletterten, wie ihre Kinderschritte es vermochten.

„Wo? Wo?“ rief der Gast auf's Neue, noch im Aufstieg zum oberen Stodwerk begriffen. Diesmal blieb er nicht ohne Antwort. Beck gab sie ihm.

„'s ist nichts, 's ist nichts, lieber August.“ Er sprach die Worte vom oberen Treppengeländer aus und rief von da nach unten: „Laßt nur gut sein, Kinder; kommt herauf und legt euch wieder zu Bett!“

„Schon gelöscht?“ fragte Tunderberg erleichterten Herzens, aber noch immer mit großem Eifer, als er oben angelangt war, den Jugendfreund, „wie ist's denn nur ausgekommen? O, welch einen Schreck habe ich ausgestanden!“

Hinter Beck war Erdmuthse sichtbar, die den kleinen Kurt, in einen türkischen Schawl gewickelt, im Arme trug. Das Kind sah verschlafen, sie übernächtigt und fröstelnd aus. Ihr weißer Nachttanz verstrahlte noch den Eindruck der Blässe ihres Gesichtes. Der dienstbare Geist mit wirrem Haar und sehr verdrießlicher Miene schloß im Hintergrunde die Gruppe ab, die Tunderberg vor sich sah. Was die Unvollständigkeit der Toilette betraf, so fehlte es ja allerdings zwischen ihm und August nicht an harmonischer Zusammenstimmung, nur daß Tunderberg's Aussehen einen starken Zug in's Wilde und Urwaldmäßige hatte.

„Also Niemand zu Schaden gekommen?“ fragte er wieder, noch immer stark außer Athem.

Beck's Auskunft, so günstig sie war, kam durchaus nicht in der Sprache lebhaften Gefühls heraus, wie man sie im Moment glücklicher Besiegter, fürchtbarer Gefahr von einem liebenden Familienhaupte erwarten sollte, sondern er sagte ziemlich kleinlaut:

„Ein Irrthum, August; nur ein Versehen; hm, — wirklich, Du mußt entschuldigen — eine recht unliebsame Störung!“

„Aber es ist doch hier Feuerlärm gewesen im Hause, und es muß doch etwas vorgefallen sein!“

„Nein, nein, lieber Freund,“ versicherte der Doctor auf's Neue und sah verlegen zur Seite, als wäre es sehr schlimm für ihn, daß nichts vorgefallen war, „es ist nichts, — hm, — gar nichts. Wie gesagt: nur ein Versehen, es thut mir die Störung wirklich leid Deinetwegen; Erdmuth!“ (er sprach zu seiner Gattin gewandt in gereiztem Tone), „Du hättest auch daran denken können.“

„Aber lieber Alonso,“ sagte sie sanft, „ich wußte ja gar nicht —“

Doch sie brach ihre Rede plötzlich ab, und auch Tunderberg kam nicht dazu, auf weitere Auskunft zu dringen, denn langsamen Schrittes und weinend kam Ernst die Stufen herauf und berichtete mit kläglichem Miene, unten liege Alf auf der Treppe, er könnte nicht aufstehen, er gäbe auch keine Antwort, wenn man ihn frage, und blute sehr.

Ein erschrockenes „Ach“ kam von den Lippen Frau Erdmuth's. Sie übergab ihr Jüngstes dem dienstbaren Geiste und flog hinunter. Beck folgte. Sie fanden den Knaben ohnmächtig mit einer breiten Wunde an der Stirn, aus der das Blut reichlich über Gesicht und Hals herniedergefloßen war.

Bereint mit Tunderberg, der auch hinzugekommen war, bemühte man sich um den Ohnmächtigen nicht vergebens, denn er kam bald wieder zu sich, war aber äußerst blaß und kraftlos, sodaß er keinen Fuß zu setzen vermochte.

„Der arme Junge,“ sagte die Mutter seufzend, „muß gerade gegen die Kante einer Treppenstufe gefallen sein.“

Jetzt kam des Gastfreundes Riesenkraft gut zu statten, den Verwundeten aufzunehmen und ihn in des Vaters Arbeitsstube zu tragen. Es war ihm eine leichte Last, und wie gern trug er sie. Die Eltern folgten, und als bald machte man sich oben an die Waschung der Wunde. Tunderberg leistete dabei dem Vater Gehülfs-Dienste, während Erdmuth hinausgeeilt war, um zunächst wieder die heilgebliebenen Kinder zu Bett zu bringen.

Man muß sagen: Verbandzeug, Charpie, Salben und dergleichen mehr, was in der chirurgischen Welt nur als zweckdienlich empfohlen ist, hatte Beck bereit und in solcher Menge, daß einem Kriegslazareth damit auszuweichen gewesen wäre.

„Auch das noch, auch das noch!“ klagte er, indem er um seinen Aeltesten geschäftig war.

Tunderberg, der eine Schüssel mit Wasser hielt, in dem der Vater den Schwamm zur Waschung der Wunde befeuchtete, fragte:

„Jetzt, Beck, sag' mir aber in aller Welt, was denn eigentlich hier los gewesen ist, — mir ist doch in meinem ganzen Leben so was nicht vorgekommen. . . Man brüllt „Feuer“ . . . die Kinder stürzen aus den Betten . . .“

„Ja, allerdings,“ antwortete Beck, während er sich um den Verwundeten bemühte, „ich bin Dir noch die Erklärung dieses seltsamen Zwischenfalles, — natürlich muß er Dir befremdlich erscheinen, lieber August, — ja ich bin Dir eine Erklärung schuldig und dann die Bitte um Verzeihung für die arge Störung, die . . .“

„Ach,“ unterbrach der so Gebetene, „das kommt ja gar nicht in Betracht, — nur der arme Junge, — komm, Alf, geschwind mal 'n Trunk Wasser.“

„'s ist noch kein Rum zugefetzt,“ bemerkte Beck bedenklich.

Aber diesmal beachtete der besorgte Onkel die Einrede nicht und erquickte seinen Pflöckling.

„Also,“ hob der Vater wieder an, „Du weißt, ich lege den größten Werth darauf, daß meine Kinder nach Grundsätzen erzogen werden.“

„Hm,“ brummte Tunderberg, erwartungsvoll zu seinem Freunde aufsehend, denn er konnte zwischen irgendwelchen Erziehungs-Grundsätzen und Feuerlärm keinen Zusammenhang erblicken.

„Und dazu gehört auch der,“ fuhr Beck fort, „die Abwehr, —“ er tauchte den Schwamm auf's Neue in die Schüssel, — „Himmel,“ rief er dabei, „Carbol vergessen!“ und goß eilig von einer wasserhellen Flüssigkeit aus einer Flasche, die er vom Tische langte, hinzu — „also, lieber August, die Abwehr möglicher Unfälle, bin ich der Meinung, soll man nicht dem Zufalle überlassen, sondern auch da das zweckmäßige Verhalten systematisch lehren, z. B. bei Feuersnoth, Ueberchwemmung, Plünderung u. Ich sehe es als eine

Aufgabe der Erziehung an, den Kindern Regeln an die Hand zu geben, — der Wissenschaft und Erfahrung, — wie sie in solchen Fällen sich am besten verhalten.“

„Daran hat zu unserer Zeit kein Mensch gedacht,“ bemerkte Tunderberg dazwischen.

„Ein Mangel in der Erziehung, August, ein entscheidender Mangel. Ich unterrichtete meine Kinder darin und, — siehst Du, — gebe ihnen auch Gelegenheit zur Uebung in dem Gelernten. Ab und zu beauftrage ich den Nachtwächter, in meinem Hause ‚Feuer‘ zu rufen, — diese Leute verdienen sich ja gern ein Trinkgeld, — damit die Meinigen Gelegenheit haben, sich für ein wirklich ausbrechendes Feuer möglichst vorzubereiten. Den Kindern setze ich dabei kleine Preise aus, zur Anspornung, z. B. wer zuerst in den Kleidern, wer zuerst gestücht ist.“

„Und sich dabei ein Loch in den Kopf schlägt,“ murmelte Tunderberg für sich.

„Natürlich, lieber Freund, würde dieser Zweck völlig vereitelt werden, wenn der Alarmruf nicht durchaus unvorbereitet käme. Und nun hatte ich gerade zu heute Nacht den Menschen bestellt. Ich konnte ja nicht Deinen lieben Besuch ahnen, und über Deiner Ankunft und dann den — schauerhaften Vermer und Co. habe ich leider die Bestellung und darum auch die Abbestellung völlig vergessen.“

Es war sehr merkwürdig, daß der die Schlüssel haltende Tunderberg diese neue Enthüllung des glänzenden Beck'schen Erziehungssystems nicht anders beantwortete, als indem er die ersten zwei Tacte von ‚Lilly Dane‘ durch die Zähne pfiß.

„Du mißbilligst mein Verfahren?“ fragte der Vater ziemlich gereizt.

„Es bewährt sich ja gewiß!“ antwortete sein Freund. „Die Wunde ist doch nicht gefährlich?“ fragte er dann.

„Ich denke nicht, und dann die antiseptische Behandlung thut Wunder.“ Er war eben beim Verbinden und hatte ein gelbliches Pulver auf die Charpie gestreut.

Tunderberg bog den Kopf zurück. „Das stinkt ja erbärmlich,“ sagte er.

„Jodoform!“ bedeutete Beck. Vielleicht hätte der unwissenschaftliche Fremdling eine gar nicht hübsche Bemerkung über das ihm eben genannte hochgeschätzte Präparat gemacht, wenn Beck nicht erklärt hätte:

„So, nun sind wir fertig.“ Sie führten also den Knaben der Mutter zu, die eben hereintrat. Sie nahm ihn in Empfang und geleitete ihn hinüber in die Schlafstube.

Beck sank erschöpft in seinen Sessel. „Entschuldige, August,“ sagte er, „aber ich bin hin.“ Und er stützte seinen Kopf in die nervös zitternde Hand.

„Kein Wunder, mein Junge,“ bestätigte Tunderberg, „bei diesem Leben.“

„Diese beständigen Aufregungen!“ klagte der ganz geschlagene Beck.

„Im, solch ein Feuerlärm mit Blutverlust!“

„Ach und diese Vermer und Compagnie, — das ist das Schlimmste, — was werden sie morgen wieder haben! Und dabei den ‚Schlüssel zur Glückseligkeit‘ vollenden, August, eine wahre Qual!“ Also jammerte Dr. Beck in der ersten Stunde nach der verschwiegenen Mitternacht. Wahrlich, da hatte er auch den schwächsten Hauch einer Neugierigkeit mit dem Beck verloren, der als Präsident die Zuhörer zu germanischen Hochgefühlen hinriß.

„Na, diese Kerle,“ bemerkte Tunderberg. „Und sie haben Dich fest in der Schlinge!“

„Ach, wer mich los machte!“ seufzte der ein- und abgesspannte Autor.

Vielleicht hätte er noch länger sein jetzt sehr herabgestimmtes Herz in den Freundesbusen ausgeschüttet. Aber der Freund litt das nicht.

„Du brauchst Ruhe,“ sagte er, „für den Rest der Nacht. Schlafen, schlafen! Wir wollen schlafen!“

Aber diese Wohlthat sollte dem Beck'schen Hause noch nicht gewährt werden. Denn eben schrillte die Hausglocke auf's Neue. Beck fuhr zusammen:

„Es wird doch nicht zum zweiten Mal?“ rief er. Ein neues Gebimmel!

„Man denkt, wir müssen erst noch geweckt werden,“ sagte Tunderberg.

Jetzt wurde es hell auf dem Flux, der dienende Hausgeist erschien und schlürfte die Treppe hinunter. Die Hausthür ward aufgeschlossen und geöffnet. Tunderberg horchte hinaus. „Wieder der Eilbote,“ und ohne Zögern ging er nach diesen Worten die Treppe hinab.

Als er nach wenigen Minuten zurückkam, fand er auch Erdmuthe in der Stube. Gewiß, auch sie sah leidend aus; aber wie sie ihrem Manne, ihr gegenüber sitzend, in's Auge sah, so drückte sich in ihrer Miene die Sorge um ihn als die Last aus, an der sie schwerer trug, als am eigenen Leiden.

„Was giebt's!“ fragte Beck hastig auf ein Papier weisend, das er in seines Freundes Hand bemerkte.

„Von Vermer und Compagnie!“ erwiderte der Löwe mit Nachdruck und hielt das Blatt mit einer gewissen Feierlichkeit in die Höhe.

„O!“ Ein Jünger der Mimik hätte dieses O! für hochtragische Scenen wirklich gut benutzen können, das Beck in seinem Stuhle auf diese Kunde hören ließ.

„Diese gräßlichen Vermer,“ klagte Erdmuthe. „Schlafen denn die Menschen gar nicht!“

Tunderberg aber trat dicht vor seinen Freund und sagte:

„Beck, Alonso, Freund, — was sagtest Du vorhin?“

„Ich sagte und sage noch: Wer mich losmachte aus dieser Schlinge, die ich nie so schmerzhaft gefühlt habe, als heute, als jetzt!“

„Ja, und was wolltest Du dafür opfern?“ fragte Tunderberg weiter.

„Opfern? Ach, ich weiß nicht, was ich dafür gäbe!“

„Dein Wort, alter Junge?“ Es war, als ob er jede seiner Fragen mit immer vollereem Athem stellte.

„Gewiß,“ erwiderte Beck und schlug in die ihm von seinem August gereichte Hand ein, ohne doch zu wissen, wo das hinaus wollte. Der aber reichte ihm das Papier und fügte hinzu:

„Madame, 's ist auch für Sie!“

Beck nahm das Blatt in die Hand. „Ein Telegramm,“ sagte er und las:

„Harvey Brothers, bei denen wir durch Skabel anfragten, sagen für Sie gut. Wir nehmen Ihr Anerbieten an und verkaufen Ihnen den gesammten Vorrath — 12,000 Exemplare — vom ‚Schlüssel zur Glückseligkeit‘ mit allen Verlagsrechten. Preis 10,000 M. Vorzügliches Werk. Große Zukunft! Bestimmen Sie über die vorhandenen Exemplare.“

Vermer und Compagnie.“

Der Verfasser des durch den kaiserlich deutschen Reichstelegraphen so stark gepriesenen Werkes ließ das Papier voll Erstaunen der Hand entgleiten.

„Du, Du,“ sagte er dann, „Du, August, hast das Buch gekauft?“

„Na, wer denn sonst, als ich!“ versicherte Vermer's Rechtsnachfolger. „Da steht's ja: An Augustus Tunderberg.“ Und mit einem recht bewussten Besitzerstolze sah er zu seinem Wirth und dessen nicht weniger als dieser erstaunten Gattin nieder.

„Aber, lieber Freund,“ fragte Beck, „was willst denn Du mit dem Buche machen?“

„Na, bloß die Opfer haben, die Du mir mit Handschlag zugesichert hast,“ erwiderte der Käufer mit vergnügtem Blinzeln seiner Augen.

„Ach, wie glücklich machen Sie auch mich, Herr Tunderberg,“ sprach Erdmuthe mit Rührung. „Mein Mann, frei von diesen Quälern!“

„Aber nicht ohne Opfer,“ wiederholte Tunderberg. „Und jetzt, Beck, fordere ich sie. — Mach's Fenster auf, beide Flügel, ganz auf!“

„Tunderberg, die Nachtlust!“ wandte Alonso ein.

„Und trotz der Torfwiesen! Hilft Alles nichts!“

Beck folgte der Aufforderung schauernd, aber er folgte ihr.

„Und jetzt sage mir, mein Junge: was ist das hier für ein Ding?“

„Eine Inhalationsmaschine.“

„Und das hier für eine Flasche?“

„Carbol.“

„Und hier?“

„Lysol!“

„Und das?“

„Bromkali.“

„Und dort?“

„Hypermannansaures Kali.“

„Und dort?“

„Pepsin.“

Der Frager sprach diese Namen jedes Mal nach, wie sie ihm genannt wurden, als wollte er sie sich genau merken.

Als er mit seinen Erkundigungen zu Ende war, reichte er seine Schultern aus und begann mit sicherer Zielung alle diese theuern Beck'schen Hausschätze durch's Fenster zu werfen, als wollte etwa ein furchtloser Trapper die kupfrigen Schädel anstürmender Sioux oder Pawnees treffen. Auch die Schlachtruhe fehlten nicht.

„Hinaus, Inhalationsmaschine! Hinaus, stinkendes Carbol und luftverpestendes Jodoform! Bromkali, hinaus! Pepsin, hinaus; Antisebrin hinaus, hinaus, alle hinaus!“

Noch hatte sich der Sammler dieser Kostbarkeiten von seinem jähen Schrecken nicht erholt, als das Werk der Ausplünderung bereits vollendet war und der Plünderer sich gelassen zum medicinisch Verkauften wandte mit der Erklärung:

„Alonso Beck, das war das Opfer!“

Der so Angeredete versuchte zu lächeln. „Es waren doch sämmtlich,“ sagte er in schwachem

Widerspruch, „von der Wissenschaft empfohlene Heil- und Schutzmittel, August.“

Aber August zeigte auch nach dieser Erinnerung keine Spur der Reue.

„Hinaus,“ rief er, wie zuvor, „mit der Wissenschaft, die uns den Lebensmuth schwächt, die uns Luft und Wasser und die Erde und ihre Frucht verleidet, und mit ihren Gespenstern uns zu schreckhaften Kindern macht.“

„Aber sie existiren doch, die Mikroben, sie existiren wirklich, August,“ wandte Beck ein.

„Und wir auch, Alonso, und wir wollen existiren, — und lebensmuthig existiren, trotz ihnen.“

„Aber wie?“ fragte der um seine liebsten Schätze Gebrachte.

„Indem wir es wagen, gesund zu sein und zu werden durch Erhaltung und Stärkung unserer Kräfte und sie nicht lähmen lassen durch abergläubische Furcht oder den Wahn, der die Ursache der Gebrechen und Verkümmungen nicht in den verkehrten Gewohnheiten unseres Lebens sieht, sondern dafür die Natur, ja Gott selbst verantwortlich macht. — Beck, packe auf, Madame, machen Sie sich reisefertig und die Kinder! Denn morgen ziehen wir selbst hinaus: wir fangen ein neues Leben an; wir schmieren nicht mehr, wir gurgeln und pinseln nicht mehr, wir verpesten uns nicht mehr das Haus, wir verplempern uns nicht mehr den Magen, wir peinigern die Kinder nicht mehr mit solchen Ticks von eingebildeten Wundermitteln; dafür trinken wir frisches Wasser, so viel wir wollen, pumpen uns mit Behagen voll Luft, plantschen im Wasser, schaffen uns Bewegung: kurz, leben, als ob es keine Bacillen gäbe, wie unsere Urväter auch gelebt haben, wenn sie vernünftig gewesen sind.“

Mit sichtbarer Freude hatte ihm Erdmuthe zugehört.

„Sie haben mir aus der Seele gesprochen, Herr Tunderberg,“ sagte sie, „und uns die Aussicht in eine neue Epoche sonnigsten Lebens eröffnet; ach, die beständige Sorge und dies Znachtnehmen, und was Alles zu bedenken war, — man konnte dabei nicht froh werden.“

„Und Du, Beck?“ fragte der Freund.

„Im, August, ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, Du wirfst mir so Vieles um, — aber ich muß wohl gehorchen, — doch, — was wird aus meinem Schlüssel zur Glückseligkeit?“

„Ja, der ist nun mein,“ rief der Gastfreund mit Lachen, „den hab' ich gekauft und Dich als Verfasser mit, — und diesen ‚Schlüssel‘ behalte ich in meiner Tasche, — bis auf Weiteres.“

Jetzt fühlte Beck auf's Neue, welch' große Last ihm abgenommen war, und gerührt ergriff er seines August Hand und sprach: „O, was für ein Freundesherz bist Du. Mir war ja dies Buch auch längst verleidet.“

Aber Tunderberg fuhr munter fort:

„Na, also wir packen auf und bleiben zusammen und kriegen vielleicht, alter Beck, einen besseren Schlüssel zur Glückseligkeit in die Hand, den nicht so sehr Deine Wissenschaft schmückt, — die in ihren Ehren bleibt, Alonso, — wie das mit freiem Blick erfaßte Leben, — und der sich dafür im Leben erprobt, vor Allem im eigenen, häuslichen!“

„Ja, Erdmuthe,“ bekannte nach diesen Worten der Gatte, „'s ist wahr, wir haben davon wenig genug bei uns gehabt, — und ich gestehe Dir, August, ich glaube selbst: wenn man so denken kann wie Du, so hat man viel Sorgen weniger und ist am Ende besser daran!“

„Ja,“ setzte Tunderberg mit guter Laune hinzu, „braucht auch die Kinder, die armen Dinger, nicht aus dem Schlaf zu schrecken, weil's das System so mit sich bringt. Sondern Kraft, Geistesgegenwart und Muth waffnen sie dann in den Kämpfen und Gefahren des Lebens, — ohne Alarmproben und Prämien.“

„Wie werden die glücklich sein,“ meinte die Mutter, „wenn sie hören: es geht fort. O, Sie Edler, Befreier!“

„Ja, und ‚Fuchs aus'm Loch,“ sagte Tunderberg vergnügt, „spielen wir, so oft wir Lust haben.“

„Also fort, sobald wie möglich!“ Die Mutter sprach's mit Freuden, aber als Hausfrau kamen ihr jetzt wirthschaftliche Bedenken. „Es ist noch so viel zu bejorgen, — vor dem Winter! Wir haben noch nicht an Anschaffung des Brennmaterials gedacht!“

„Ist auch nicht nöthig,“ sagte Beck beschwichtigend und lachte seit lange herzlich zum ersten Male, „wir haben ja die zwölftausend Exemplare meines ‚Schlüssels zur Glückseligkeit‘ in den Osen zu stecken, wenn — der Verleger damit einverstanden ist.“

„Einverstanden,“ sagte August Tunderberg, auch seinerseits lachend, und die beiden Freunde umarmten sich.

Radbrud verboten.

Wendungen und Wandlungen in der italienischen Opernmusik: Aida, Othello, Cavalleria Rusticana.

Von Heinrich Ehrlich.



eder Musikfreund, der sich nicht einseitig von allem „Italienischen“ fern hält, wird die Wandlung bemerkt haben, die sich während der letzten fünf- und zwanzig Jahre in der italienischen Opernmusik vollzogen hat. Ein Vergleich der letzten Opern Verdi's: Aida (1871) und Othello (1887) mit seinen früheren läßt sofort erkennen, wie seine ganze Behandlung des Textes, der Melodienbildung, der Harmonisation des Orchesters eine andere geworden ist. Selbstverständlich hat er in vielen Dingen seine ursprüngliche Art beibehalten; wie könnte das auch anders sein bei solch bedeutender künstlerischer Befähigung. Nur der ganz Unbedeutende kann in der Kunst sich selbst vollständig verleugnen. Aber so wie einst Rossini, der leichtfertige, aber immer geniale Componist des „Moses in Ägypten“, der „Semiramis“, des „Othello“*) und „Wilhelm Tell“ zum Erstarken der ganzen Musikwelt einen Stils entfaltet, den man von ihm nicht erwarten durfte, so hat Verdi in den beiden obengenannten Opern Eigenschaften hervortreten lassen, die man — bei aller Anerkennung seiner großen Begabung — dennoch nicht vermuthen konnte.

Für den aufmerksamen Beobachter ist diese Wandlung Verdi's nicht so unerwartet eingetreten, als die ehemalige Rossini's. Dieser hatte vor dem „Tell“ nichts geschrieben, was einen solchen Adel der Erfindung**), derartige Charakteristik der Instrumentation, eine so großartige Beherrschung der Form in den Chören und mehrstimmigen Gesängen ahnen ließ. Dagegen waren bei Verdi schon vor „Aida“ und „Othello“ Anzeichen seiner Wandlung bemerkbar. Vor einigen Jahren wurde im Berliner „Kroll“-Theater von einer italienischen Operngesellschaft „la forza del destino“ (die Macht des Schicksals) aufgeführt. Verdi hatte sie 1859 für Petersburg geschrieben, sie kam weder dort noch irgendwo zu rechtem Erfolge. Der Text ist greulich, die Handlung haarsträubend und die dazwischen eingefreuten, komisch sein sollenden Szenen zeigen deutlich, daß in Verdi kein humoristisches Wiederspiel pulsierte. Aber trotz all' dieser Mängel erregte die Oper die Aufmerksamkeit der Kritik, und in mehreren Zeitungen gab sich achtungsvolle Bewunderung kund über die ungemein sorgfältige Behandlung der Recitative, der Declamation, der charakteristischen Begleitung des Orchesters. Als im Jahre 1873 „Aida“ in Deutschland gegeben ward, kam das Stichwort auf, diese sei die erste erfolgreiche italienische Oper ohne Feierlasten-Melodie; in Italien war sie als die Offenbarung eines neuen Stiles gepriesen worden. Und beim Erscheinen des „Othello“ in der Mailänder „Scala“ (1887) bezeichneten italienische Journale Verdi (er zählte 73 Jahre) als den Reformator der italienischen Musik. Allerdings tauchte zu gleicher Zeit die leise, nur im vertrauten Gespräch, nicht in der Presse vernehmbare Klage auf, daß mit Verdi der letzte dramatische Componist Italiens von der Erde schwinden würde.

Da mit einem Male, — im Mai verflohenen Jahres, — erscholl, zuerst aus Rom, bald aber aus ganz Italien der Jubelruf: Ein neues Genie italienischer dramatischer Musik hat sich offenbart! Einem siebenundzwanzigjährigen, ganz unbekanntem Musiker, der bisher mit herumziehenden, öfters banquerottten Operngesellschaften in kleinen Städten als Kapellmeister sein Leben geirrt hatte, war bei dem Preisanschreiben für eine einaktige Oper unter 170 Bewerbern neben zwei anderen ein dritter Preis zuerkannt worden; die Werke der ersten gingen unbeachtet vorüber; das Seine erregte einen unerhörten Enthusiasmus. Publicum und Kritik überboten sich im Lobe; selbst die strengsten Beurtheiler begrüßten „das neue Licht“ am Himmel dramatischer Musik. Man beeilte sich in Deutschland, das so überaus hochgepriesene Werk kennen zu lernen. Die Wiener und die Dresdener Hofbühnen führten es vor, und in beiden Städten war die Aufnahme eine ungemein günstige. In Berlin brachte sie der energische und verdienstliche Director des Prager deutschen Theaters, Angelo Neumann***), mit seiner Operngesellschaft zu Gehör; und 45 sehr stark besuchte Aufführungen im Juni und Juli, — in der ungünstigsten Sommerzeit, — bewiesen am besten den Erfolg, den dieses Werk auch in der Reichshauptstadt errungen hatte.

Aber auch dieser „Cavalleria Rusticana“ gegenüber kann man mit vollem Rechte behaupten: die Musik, welche bis vor 25 Jahren italienische Opernmusik bedeutete, existirt heute nicht mehr; und wenn diesem Werke Mascagni's nachgerühmt wird, es sei echt italienisch, so ist dagegen zu sagen: die „Sizilianische Bauernehe“ athmet im Gedichte und in der Musik südlische, wilde Leidenschaftlichkeit; aber wenn man Bellini's und Donizetti's beste Opern, Verdi's Rigoletto, Trovatore, Traviata der „Cavalleria“ gegenüber hält, so ist in dieser nichts von der italienischen Musikart enthalten, die in jenen sofort charakteristisch hervortritt; nichts von den weichen, wohlklingenden Tonfolgen, von den echt italienischen Melodien, die manchmal die Sinne so schmeichelnd berücken, daß der Geist gar nicht nach dem eigentlichen künstlerischen Gehalte fragt; also „echt italienische Musik“ ist nicht in der „Cavalleria“; dennoch ist sie das Werk eines Italieners von sehr großer Begabung, der vielleicht dem neuen, von Verdi angebahnten Stile weitere Entfaltung und Festigkeit geben wird!

Um nun für all' die erwähnten Wandlungen während der letzten fünf und zwanzig Jahre die Erklärung zu finden, muß man zuvörderst der Entwicklung des staatlichen, gesellschaftlichen

und künstlerischen Lebens in Italien eine kurze Betrachtung widmen. Denn nicht genug kann die Thatsache betont und in's Gedächtniß gerufen werden: Jeder Künstler, auch der größte, ist Träger der Zeitideen, jedes Kunstwerk ist ein Ergebnis der Wechselwirkung der Zeitideen und der Begabung des Künstlers. Des großen Künstlers Geist ist ein Brennpunkt, der die verschiedenen, zerstreuten Ideenstrahlen auf einen Punkt, — sein Kunstwerk, — zusammenfaßt, — des kleineren Künstlers Geist vermag nur wenige Ideen in sich aufzunehmen; der große, edle Künstler trägt diese Strahlen in höhere Regionen, — der geringere steigt mit den gewonnenen Ideen in niedere Regionen.

In Italien war die Wechselwirkung zwischen Publicum und dem dramatischen Componisten von jeher anders gestaltet, als in anderen Ländern. Die großen Opernhäuser Italiens spielen während der „Stagione“, d. h. drei Monate im Winter, im Carnevale. Für diese Zeit wirbt der Wächter des Theaters eine Operngesellschaft und bestellt eine neue Oper (das deutsche Publicum ahnt nicht, welche Anzahl von Opern jährlich in Italien „componirt“ werden). Gesfällt diese neue Oper, dann wird sie die ganze Stagione hindurch gegeben; im Gegentheil verschwindet sie auf immer**) und wird durch irgend eine schon bekannte ersetzt. Unmittelbarer Erfolg war und ist noch größtentheils die erste, unerlässliche Bedingung für den Operncomponisten. Die erste Vorstellung entscheidet; wenn sie nicht da capo, d. h. zur Wiederholung verlangte Nummern bringt, dann ist das Los der Oper entschieden. Und wie ein italienisches Publicum „da capo“ verlangt, ohne die mindeste Rücksicht auf den Gang der Handlung, ja selbst auf den Gang der Empfindung, davon gab die erste Vorstellung des „Othello“ in Mailand (Febr. 1887) die besten Beispiele**). Im letzten Akte betet Desdemona und legt sich zu Bett; sie mußte aufstehen, wieder auf den Beistuhl knien, Ave Maria singen und sich wieder niederlegen. Sie schläft, Othello tritt durch eine Tapetenthüre ein, legt sein Schwert ab; den fixen Blick auf sein Weib richtend, schleicht er sich nach dem Bette. Das Orchester begleitet diese Scene mit einem sehr effectvollen Zwischenstücke, welches das Wählen heftigster Leidenschaften treulich wiedergeben soll. Das Publicum lobt, schreit maulhöfflich „bis“, Othello muß wieder hinter die Tapetenthüre treten, wieder heranschleichen, wieder dasselbe wilde Mienenpiel vollführen! Das geschah in Mailand, der elegantesten Stadt Italiens, deren ganzes gesellschaftliches Leben viel mehr französisches, als nationales Gepräge trägt!

Ungeachtet all' dieser italienischen Eigenthümlichkeiten konnte jeder Beobachter, der Italien kennt und öfters besucht, die Ueberzeugung gewinnen, daß neue Anschauungen des künstlerischen Lebens, neue Ideen nach und nach immer mehr Raum gewinnen, Erzeugnisse des neuen staatlichen Lebens im Inneren und künstlerischer Einflüsse von außen her. Verdi's Geist war der erste, der diese neuen Ideen, diese neuen Einflüsse erkannte und nach seiner Weise verwertete. Gegen seine ersten Opern ist vielfach der Vorwurf erhoben worden, daß sie viel mehr Gewaltiges und Hohes enthielten, als die seiner Vorgänger; aber man hat nicht, oder erst später bemerkt, daß er gleichzeitig in seinen Melodien mehr rhythmische Festigkeit und mehr charakteristische Declamation entfaltete. Und während er früher jeden Text componirte, der viel leidenschaftliche Scenen bot, ohne irgendwie auf inneren Zusammenhang der Handlung zu achten***), hat er durch Aida und Othello gezeigt, daß er nunmehr der poetischen Grundlage der dramatischen Musik die gebührende Beachtung widmete. Auch der Vorwurf, er habe die italienische Gesangskunst geschädigt, den rohen Naturalismus gefördert, ist insofern nicht ganz begründet, als die ganze gesellschaftliche und künstlerisch-gewerbliche Entwicklung der letzten 25 Jahre der italienischen Gesangskunst verderblich war und er mit den vorhandenen Mitteln rechnen mußte. Zu Rossini's Zeit stand die vollendete Technik und die vollendete Vortragskunst des Gesanges auf der höchsten Stufe. Der echt deutsche, edle K. M. von Weber, der in Wien seine Curyanthe einstudirte, schrieb an seine Frau über die italienischen Sänger der Barbaja-Rossini'schen Oper: „Hier ist die höchste, reinste Vollendung, das Herrlichste, Grandioseste, was die Natur an Stimme geben kann, und Alles, was nur vom Künstler verlangt werden kann; ich war unendlich ergriffen“ zc. Damals mußte jeder Künstler Jahre lang fleißig lernen, bevor er große Rollen übernahm. Heute ist das anders. Die ungeheuerliche, immer steigende Ausdehnung und Schnelligkeit des Eisenbahn- und Dampfschiff-Verkehrs bringt italienische Opern-Gesellschaften in die entferntesten Winkel aller Erdtheile. Auf künstlerische Bildung kommt es hierbei nicht an; die Theaterbesucher in Neu-Orleans, San Francisco, Haiti, Australien, Brasilien, Bombay zc. zc. wollen schöne Stimmen hören, die dem Klima widerstehen. Ein Tenor mit vielen hohen Tönen, eine Prima-donna mit starker Brust, allenfalls ein Sänger mit Achselgelaugigkeit werden mit Gold aufgewogen. Der Bedarf wächst fortwährend, und die jungen italienischen Herren und Damen, die gute Stimmen haben, wollen nicht lange lernen, sondern nach kurzer Vorbereitung erste Partien singen, und die Verdi'schen Opern, Aida und Othello ausgenommen, bieten ihnen beste Gelegenheit, recht stark zu singen. Die ganze jetzige nervöse Generation verlangt eben mehr nach großer Kraft und Energie, als nach edlem Feuer und Schönheit. Schon die letzten Opern Donizetti's und auch Meyerbeer's, — Prophet, Afritanerin, — ließen die Zugeständnisse an dieses Verlangen erkennen.

Aber während im fernen Auslande noch immer die italienische Oper der sechziger Jahre vorherrscht, geht in Italien selbst die weit greifende Aenderung immer mehr und unverkennbar vorwärts. Die alte Gesangskunst ist verschwunden, die rein naturalistische, die ihr folgte, genügt nicht mehr, ein neuer Gesangstil ist in Bildung begriffen, Verdi hat ihm in Aida und besonders in Othello vorgearbeitet, und Mascagni's Cavalleria deutet die Weiter-Entwicklung an.

*) Nur eine Oper Verdi's hat sich nach einem ersten Mißerfolge zur Lieblingsoper aufgeschwungen; „La Traviata“, die bei der ersten Aufführung in Venedig durchfiel. Aber hier trug die Aufführung die Schuld; die Darstellerin der Heldin, die an der Schwindsucht stirbt, war eine der besten Theaterdamen; dann war auch der Name Verdi's ein bereits so hochberühmter, daß andere Theater sich beeilten, die Traviata vorzuführen. Auch Rossini's „Barbier“ hat bei der ersten Aufführung (Neapel 1815) nicht gefallen, die zweite brachte Enthusiasmus; man erkannte den neuen Stil der komischen Oper.

**) Ich berichte als Augenzeuge.
***) Capponi, Verdi's begeistert Biograph, gesteht, daß er trotz öfters Hörens die Handlung des „Trovatore“ nicht errathen konnte.

„Othello“, dessen Textbuch Arago Voito*) in engem Anschlusse an Shakespeare's Tragödie verfaßt hat, kann insofern eine ganz merkwürdige Erscheinung genannt werden, als sie nicht die mindeste äußere Ähnlichkeit mit Wagner'scher Musik bietet, und doch ganz unter Wagner'schem Einflusse entstanden ist. Dieses Zueinanderfließen der Recitation und der Arien, diese dialogisirende Behandlung der Duette, diese rein dramatische Scenenfolge ohne Abschluß, das Zuspitzen der Charakteristik jeder einzelnen Phrase, die Tonfärbungen im Orchester: das Alles ist nicht denkbar ohne den so zu sagen unwägbaren, aber unverkennbaren Einfluß der nach emserntesten Zonen ausstrahlenden Wagner'schen Ideen. Doch nochmals sei es hervorgehoben, in den Verdi'schen Melodien des „Othello“ ist nichts, was Wagnerisch genannt werden dürfte.

So auch in Mascagni's „Cavalleria“. Diese einaktige Oper ist durchaus modern italienisch, aber die Hauptwirkungen sind auf die Entfaltung derjenigen Elemente zurück zu führen, die nicht in der früheren italienischen Opernmusik hervorgetreten sind, und erst seit zwanzig Jahren sich zeigen, nachdem deutsche Anschauungen von dramatischer Musik nach Italien gedrungen sind und dort verwandte Wünsche anregten**). Das Textbuch unterscheidet sich von allen bisherigen, indem es nur tragische, rasch abtollende Handlung bietet, keine Gelegenheit zum Arien-Singen; und sonstigen Sänger-Kunststücken. Es stellt auch starke Forderungen an das Darstellungs-Vermögen. Die Musik bekundet durchweg das Streben und das Talent der Erfindung charakteristischer Motive, große Geschicklichkeit in Erfindung und Stimmführung der Chöre (die in den früheren italienischen Opern eine ziemlich klägliche Rolle spielten), und in der Behandlung des Orchesters. Allerdings ist die Instrumentation oft lärmend, und auch die Accordenfolge (Harmonisation) gewaltig. Aber die Oper als Ganzes giebt Zeugniß von großer Begabung, und daß dieser junge Maestro Pietro Mascagni die künstlerischen Ideen der Neuzeit, wie sie aus Deutschland nach Italien kamen, richtig erfaßt hat und im nationalen Sinne zu verwerten vermag. Hoffen wir, daß er auf der so glücklich begonnenen Laufbahn tüchtig weiter schreiten wird.

*) Arrigo Voito, geb. 1842, ist einer der genialsten Künstler des neuen Italiens, als Componist wie als Dichter. Seine Oper „Meffistofele“, deren Text er den beiden Theilen von Goethe's Faust (mit Helena in der Verklärungsscene) nachgedichtet hat, ist voll genialer Momente; sie wurde 1868 in Mailand aufgeführt; damals genügte es, daß Voito als Anhänger Mozart'scher Grundsätze bezeichnet ward, um die Oper zu Falle zu bringen. Bologna und Venedig ließen ihr Anerkennung zu Theil werden, später auch Mailand. Durchgedrungen ist sie nicht. Voito dichtete auch für Bondielli den Text zu „Gioconda“ nach V. Hugo's Liöbe.

**) Hier sei noch auf die sehr wichtige Thatsache hingewiesen, daß alle jetzigen italienischen Instrumental-Componisten vollständig der „neudeutschen Schule“ angehören, ja sie fast überbieten, wie z. B. Martucci in Spambati. Selbst der greise Director des Mailänder Conservatoriums, Bazzini, geb. 1818, hat eine „symphonische Dichtung“, „Francesca da Rimini“, geschrieben; sie ist hier in Berlin unter Bülow's Leitung aufgeführt worden.

Radbrud verboten.

Ehestands-Geschichten.

Von Fedor von Zobeltig.

Tausend Thaler.



Wir saßen am Kaffeetische, meine Frau und ich. Die Maschine summt, denn als wir heiratheten, hatte ich Kennchen gebeten, mir den Kaffee stets selbst auf einer sogenannten Wiener oder „Bummel“-Mashine zu bereiten. Ich liebe das leise, monotone, trauliche Surren des lockenden Wassers und sehe es gern, wenn die schlanken, hübschen Fingerchen meiner kleinen Frau über den Tisch hantieren. Ich greife dann zeitweilig nach der lieben Hand hinüber und fülle jeden Finger einzeln. Das finde ich sehr hübsch, und kein Mensch wird es mir verdenken, der die Hände meiner Frau kennt, namentlich die rechte Hand, die zwei ganz gefährliche Gräbchen besitzt.

Zwischen uns lag die Morgenzeitung, — nicht für mich, denn ich pflege die Journale in meinem Bureau zu lesen. Aber meine Frau schaut während des Frühstückes dann und wann hinein und ist glücklich, wenn sie mir irgend eine aufregende Neuigkeit erzählen kann, die sie aber fast nur auf den letzten Seiten, zwischen den Familien-Nachrichten, dann und wann auch einmal im localen Theile findet. Politisch veranlagt ist meine Frau nicht.

Auch heute faltete sie, nachdem sie mir die Tasse gefüllt und einen Sandwich gestrichen hatte, das Zeitungsblatt auseinander, glitt mit den Augen, mit ihren hübschen, dunkelbraunen Augen, gleichgültig über die wichtigsten Telegramme aus Frankreich und Rußland und über die interessantesten Parlaments-Berichte aus dem heiligen deutschen Reiche hinweg, bis sie gefunden hatte, was sie suchte. Auf einmal schaute sie auf.

„Du“, sagte sie, „spielst Du nicht auch in der Braunschweig'schen?“

„Jawohl, Schatz“, entgegnete ich, „aber Du darfst es nicht weiter sagen, weil es verboten ist und einen Thaler Strafe kostet.“

Sie überhörte das Letztere (was sie nicht hören will, überhört sie immer, — eine sehr gute Eigenschaft) und meinte weiter: „Hier ist die Liste der letzten Ziehung, — sieh' doch 'mal nach, ob wir nichts gewonnen haben.“

„I Gott bewahre!“ gab ich zurück, „wie sollten wir denn dazu kommen! Glück in der Liebe, Unglück im Spiel! . . .“ Aber ich zog doch mein Portemonnaie hervor, in dem das Los steckte, und sah die Nummer nach.

„37,203“, fuhr ich fort, „wahrscheinlich das große Los!“ Kennchen legte das Zeitungsblatt auf den Tisch und tippte mit dem Zeigefinger ihrer rechten Hand (der berühmten Hand mit den Gräbchen) die Zahlenreihen der Liste herab.

„Siebenunddreißigtausend“, sprach sie dabei, „tausendeinhundert, — fünfzig, — siebenundsechzig, — tausendzweihundert, — wie war's gleich weiter?“

„Und drei!“ sagte ich, während ich in den Sandwich biss. „Allmächtiger!“ — Kennchen sank auf den Stuhl zurück und wurde plötzlich so blaß, wie es bei ihren frischen Baden nur möglich war.

Erstrocken sprang ich auf. „Kennchen, was giebt's? Kennchen, was ist los? Kennchen, mach' keinen Unsin, — wir haben doch nicht etwa . . .?“

*) Wir nennen „Othello“ ausdrücklich, weil die letzten Gesänge der Desdemona zu den schönsten, edelsten italienischen Melodien zählen und schöner sind, als die Verdi's in der gleichnamigen Oper, wogegen allerdings alle anderen Figuren als Caricaturen erscheinen. „Der Barbier von Sevilla“, Rossini's unerreichtes Meisterwerk, ist eine komische Oper, kann also hier nicht in Betracht kommen. Von Voito's „Mephisto“ wird später die Rede sein.

**) Der vom großen Publicum ganz unbeachtete Hochzeitschor im ersten Akte und das Frauenquartett im letzten sind klassische Meisterwerke voll edlen Wohlklanges.

**) Derselbe hat auch im Jahre 1881 als Director des Leipziger Theaters in Berlin zuerst Richard Wagner's „Nibelungen“ mit dem Wagner-Theater vorgeführt; jetzt gleichzeitig mit „Cavalleria“ auch Cornelius' († 1876) sehr interessante komische Oper „Barbier von Sevilla“.



Eine Gewissensfrage. Von August Holmberg. — Siehe Seite 167.
Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.

„Gewonnen haben wir!“ jubelte sie los, sprang gleichfalls auf, fiel mir um den Hals, wirbelte mit mir im Zimmer umher und küßte mich dann sechs Mal auf den Mund, ehe sie fortfuhr: „Gewonnen, Du Süßer! Dreitausend Mark! Tausend Thaler! O wir Glückspilze! Tausend Thaler! Ich bitte Dich, — tausend Thaler gleich dreitausend Mark!“

„Es ist die Möglichkeit,“ murmelte ich, nach Athem ringend. Meine Frau ist immer wie ein Wirbelwind, wenn sie einmal besonders vergnügt ist, und ich muß dann das Räderwerk sein, was meinem beäugenden Emboupoint durchaus nicht zusagt. An den Gewinnst glaubte ich noch nicht so recht, — ich hatte bis dahin noch nie etwas gewonnen, — wenigstens in der Lotterie nicht. Ich studirte die Liste also noch einmal auf das Gründlichste durch und schüttelte dann verwundert den Kopf. Es stimmte. Kennchen hatte Recht, — auf Nr. 37,203 fielen dreitausend Mark.

„Nun?“ fragte meine Frau mit strahlenden Augen. Jetzt gab ich ihr einen Kuß. Teufel, ich freute mich auch! Die tausend Thaler konnten wir gerade brauchen! Es fehlte noch so Mancherlei im jungen Haushalte, und im Uebrigen: Geld kann man immer gebrauchen, auch wenn man's nicht gerade nöthig hat.

„Nun sei' Dich 'mal erst wieder ruhig hin, Mausling,“ sagte ich würdig (ich wollte nicht, daß der schüßige Rammon uns so ganz beherrschte), „und dann können wir herabzuschlagen, was wir mit den tausend Thalern beginnen werden.“

„Ach ja!“ jubelte meine Frau, und ihre Augen wurden immer heller.

Dann war's eine Weile still. Wir überlegten Beide. Plötzlich fühlte ich, daß das berühmte rechte Händchen meinen Arm berührte, tastend, streichelnd und kosend; der Stuhl wurde gerückt, und ehe ich wußte, wie mir geschah, sah sie ganz dicht neben mir und legte ihre Wange auf meine Schulter.

„Schau,“ sagte sie flüsternd. Den Schmeichelton kenne ich! „Ja, Du bekommst es,“ entgegnete ich, „verlaß Dich drauf: Du bekommst es!“

Meiner Frau gegenüber bin ich im Gedankenleien groß. Sie kennt diese Eigenschaft an mir und bedankte sich sofort überschwänglich.

„Diesmal aber lasse ich mir's bei Tropelow arbeiten,“ fuhr sie sodann fort, „mal kann ich mir das leisten! Tropelow arbeitet doch ganz anders, als so eine kleine Schneiderin! Meinst Du, daß ich Fliederfarbe nehme? Es ist das Neueste, — auch für junge Frauen; früher trugen es nur die älteren. Oder lieber Crevetterosa mit weißen Spitzen? Der Ines Vorles stand das netzlich reizend! Oder soll ich Eisenbeinweiß nehmen, — ganz einfach, weißt Du?“

Farbenfroh hab' ich nun gar nicht, und von Toiletten verstaube ich nur dann etwas, wenn sie meine Frau gut kleiden. Demgemäß erwiderte ich denn auch:

„Nimm Fliederrosa oder Crevetterosa, oder was Du willst, Herz, — wenn's nur hübsch ist und Dir und mir gefällt! . . . Nun hör' aber auch mich einmal an: wie denkst Du darüber, — soll ich mir das längst gewünschte Paneel-Sopha für meine Arbeitsstube anschaffen?“

„Ach ja, ach ja!“ — Kennchen kam aus dem Jubel gar nicht heraus. Das ärgerte mich schon ein Bißchen. Man soll auch in der Freude Maß halten.

„Oder wollen wir das Geld auf die hohe Kante legen? Für die Zukunft, — Du weißt schon . . .“

Kennchen erröthete. „Ach ja, Schau . . . wenn Du meinst . . .“

„Liebes Kind, Du mußt nun mit irgend einem positiven Vorschlage herauskommen, — bis jetzt hast Du zu Allem immer nur ach ja, ach ja gesagt,“ meinte ich mit einem gewissen Ernste im Ton und schob die Kaffeetasse klirrend ein ganzes Stück von mir ab. „Das ewige Ach ja, ach ja kannst Du Dir überhaupt ein wenig abgewöhnen, ich bin schon ganz nervös davon geworden,“ fuhr ich fort; „ich weiß nicht, — ist es denn so schwer, sich seine kleinen Nachschick-Anfragen nach und nach abzuschütteln! . . . Kennchen, ich bitte Dich, keine Schmolllippe, das kann ich nicht vertragen! Na ja, nun geht's los! Natürlich! Nicht ein Wort darf ich sagen, dann strömen die Thränen wie Regenbäche! Mein Gott im Himmel, wie kann man nur so weichmüthig sein!“

„Alles was wahr ist, — in diesem Augenblicke war ich ungerecht. Ich war verärgert, — worüber eigentlich, wußte ich nicht ganz genau. Ich glaube, über das Ach ja, ach ja Kennchen's. Jedenfalls war ich ungerecht. Ich sah Regenbäche, wo erst ein winziges, glänzendes Thränen im Auge meiner Frau perlte, und sah eine häßliche Schmolllippe, wo sich das rothe Mündchen nur ein ganz klein wenig schürzte.“

Ich war ungerecht, ich bin manchmal ein Ungeheuer. Kennchen schlang ihre Arme um meinen Hals, und nun hätte ich lächeln müssen, aber ich lächelte nicht, — und dann gab mir Kennchen einen Kuß, und den hätte ich erwidern müssen, aber ich erwiderte ihn nicht.

„Sei nicht immer gleich so heftig, Schau,“ bat meine Frau, „ich habe es ja nicht böse gemeint, ich —“

„Liebes Kind,“ unterbrach ich sie, indem ich Glender verschuchte, mir ein pädagogisches Ansehen zu geben, „darum handelt es sich nicht, — durchaus nicht, — nein, durchaus nicht. . . . Ich wünsche nur, daß Du Dir Nähe giebst, ein klein wenig von Deiner Kindlichkeit abzulegen, daß Du veruchst, Dich etwas mehr zur Klarheit durchzuringen. Man wird gar nicht recht klug aus Dir. Zuerst wünschst Du Dir ein crevettefarbened Kleid —“

„Ach ja, ach ja!“ jubelte Kennchen. Dann wurde sie dunkelroth und sagte, indem sie sich zu verbessern suchte: „Ach nein, ach nein!“ und dann wurde sie noch röther und schüttelte, wie ärgerlich über sich selbst, energisch den dunkelbraunen Kopf: „Diese dumme Angewohnheit!“

„Siehst Du, mein Kind!“ triumphirte ich, „es ist gar nicht so leicht, sich Etwas abzugewöhnen, wenn es an festem Willen mangelt! — Nun aber zur Sache! Du möchtest also lieber das Kleid haben, — nicht wahr?“

„Ich habe mich schon so lange darauf gefreut, Otto!“

„Und die italienische Reise noch aufzuschieben —?“

„Gott, wie gern möchte ich einmal nach Italien, Otto! Ich habe noch so gar nichts von der Welt gesehen, — rein gar nichts!“

„So lassen wir's also noch mit dem Sparen!“ fiel ich, schon wieder ungeduldig, ein. „Auf mein Paneel-Sopha möchte ich aber nicht gern verzichten!“

„Das sollst Du auch nicht, Otto, — Dein Paneel-Sopha mußt Du haben! Sparen können wir vielleicht doch. . . .“

Jetzt riß mir die Geduld. „Es ist nicht die Möglichkeit, Dich einmal zu Klarheit des Denkens zu bringen,“ entgegnete

ich scharf. „Du möchtest Alles und Alles, möchtest sparen und nach Italien reisen, ein Paneel-Sopha kaufen und Dir crevetteblaue Fliederkleider anschaffen, — i, da hol' doch der Heuler die ganze Braunschweig'sche Lotterie! Nun hab' ich's satt! Ich hab's satt, sag' ich Dir! Ich werde meine eigenen Anordnungen treffen bezüglich dieser dreitausend Mark! — Es ist unmöglich, sich mit Dir zu verständigen, geradezu unmöglich ist's! Erst so und dann so und dann so! I, da soll doch gleich — i, was werde ich mich denn da erst lange herumstreiten! Wo ist mein Hut? Wo ist mein Paletot? . . . Da baumelt ein Knopf gerade noch an einem Faden! Natürlich! Crevetteblaue Kleider und abgerissene Knöpfe! Wo sind meine Handschuhe? — Adieu Anna! Ich bitte, überleg' Dir die Thatsachen! Ich bitte, schaff einmal Klarheit in Dir! Adieu, Anna!“

Und ich ging. Ich Glender ging wirklich, ohne Abschiedsgruß und ohne Abschiedskuß. Trozig ging ich fort, — mit einem Herzen, das die Summe von dreitausend Mark verhärtet und gefühllos gemacht hatte. Der Geiz krallte sich in mir ein. Doha, Reisen machen, theure Kleider kaufen, — das fehlte! Gelpart soll werden, — die theueren Zeiten werden schon kommen, wenn erst Familie da ist! Doha! . . . Und dann schlug die Stimmung plötzlich um. Ich baute mit den tausend Thalern allerhand Lustschlösser und begann äppig und verschwenderisch zu werden. Das Paneel-Sopha mußte ich haben, das stand nun 'mal fest; auch Kelims an den Thüren hatte ich mir längst gewünscht. Kelims machen ein Zimmer ja erst so recht gemüthlich! Dann einen neuen neuen Büchererschrank; der mangelte mir absolut! Und oben d'rauf die Büste des Sokrates, — oder des Plato, — oder Bismarck's! An der Längswand würden sich ein paar indische Shawls, untermischt mit fremdartigen Waffen, sicher sehr hübsch machen, — das ist ja heutzutage Alles so billig zu haben! Im Salon fehlte auch noch Mancherlei . . . Donnerwetter, vielleicht konnte man für den Salon Dieses und Jenes aus Italien mitbringen! Ja, richtig, — die italienische Reise! Gott, das arme Kennchen! Ich war zu barisch gewesen. Ich bin ein rücksichtsloser Mensch. Was konnte denn so eine Reise nach Ober-Italien kosten? Fünfhundert Thaler vielleicht, — bleiben immer noch fünfhundert Rest für das Sopha und die Kelims und Plato oder Sokrates oder Bismarck und für das Crevettefarbene . . .

Herrje! Das Kleid! — Das hatte ich ganz vergessen. Das aber sollte Kennchen haben, — unter allen Umständen! Gott, wie roh hatte ich die Kleine behandelt! „Droschke — he!“

„Hüh!“ — Die Droschke hielt, der misanthropische Gaul schielte mich feindselig an, und der Antischer sah mir der erstorenen Hand an den Dutzend.

„Zu Rudolf Herzog!“ — Der Thürsteher bei Herzog riß die Pforte weit auf und machte sein ehrerbietigstes Gesicht, dann sprangen sechs tadelloß elegant equipirte junge Herren, die wie Legations-Attachés ausahen, auf mich zu, verbogenen sich tief und fragten nach meinem Begehre.

„Ein Kleid,“ sagte ich. „Bitte, nach hinten,“ antwortete einer der Attachés.

Ich ging quer durch den mächtigen, von Säulen getragenen Raum, durch tausend lustige, farbige, flimmernde und glitzernde Herrlichkeiten hindurch, und wurde dann wieder von vier, sehr elegant toiletirten jungen Damen, die wie Comtessen ausahen, in Empfang genommen.

„Mit was dürfen wir dienen?“ fragte eine der Comtessen. „Ich möchte ein Kleid kaufen,“ erwiderte ich, beinahe schüchtern, denn die falschen Comtessen imponirten mir.

„Wollstoff, Ganzseide, Halbseide, Mousseline de Laine, Satin merveillex oder Foulard?“ fragte eine der Göttinnen weiter, die Kelteste, die man für eine Palastdame halten konnte.

Ich überlegte einen Augenblick und sagte dann: „Seide!“ (Natürlich sollte es Seide sein, — ich wollte mich Kennchen gegenüber nicht lumpen lassen.)

„Bitte nach oben,“ antwortete die Palastdame und wies mit königlicher Geberde eine breite Treppe hinauf, die in die olympischen Regionen des Nordreiches führte.

Geborfam kletterte ich Stufe um Stufe empor, bis ich in einem neuen mächtigen Saale voll neuer lustiger, farbiger, flimmernder und glitzernder Herrlichkeiten stand. Hier trat ein älterer, würdiger Herr auf mich zu, der den Eindruck eines verabschiedeten Ober-Regierungsrathes machte und eine äußerst wohlwollende Miene zur Schau trug.

„Der Herr befehlt?“ fragte er die Palastdame, die mich begleitet hatte.

„Seide,“ antwortete diese, und an mich gewendet: „Leichte Seide oder Ganzseide?“

Ich schwankte. Die Palastdame lächelte, und der verabschiedete Ober-Regierungsrath strahlte vor Bonhommie.

„Darf ich fragen: für eine ältere oder eine jüngere Dame?“ jagte er zuporkommend.

„Für eine jüngere,“ antwortete ich, „eine ganz junge . . . für meine Frau.“

Der würdige Herr neigte den Kopf, als ob er das erwartet hätte, und die Palastdame, gegen die ich eine heimliche Antipathie empfand, lächelte wieder.

„Bitte nach vorn,“ fuhr der Herr fort und führte mich weiter vor, in eine Seiten-Abtheilung des Saales. Dort winkte er einem ganz jungen Manne, den man für einen Studenten im zweiten Semester halten konnte, und stürzte ihm ein mir unverständliches Wort zu. Plötzlich raste der junge Mann mit kolossaler Gewandtheit an einer Stehleiter empor, hantierte ein paar mal wie ein Bahnsinniger in der Luft umher und landete dann wieder, von oben bis unten mit Stoffballen bespadt, die Leiter herab. Im nächsten Augenblicke lagen vor mir, auf dem Ladentische ausgebreitet, eine Menge reizvoll schillernder Gewebe.

„Bitte sehr,“ sagte der wohlwollende Herr, „das ist das Neueste . . . Foulard . . . Dernière nouveauté.“

„Aber ich wollte doch Seide,“ wagte ich zu bemerken.

„Das ist Seide,“ lächelte der alte Herr voll unermeßlicher Güte. „Leichte Seide — das Allermodernste, — Foulard!“ . . .

Ich schämte mich. Ich hatte bis dahin ein Foulard immer nur für ein Taschentuch gehalten, nun sah ich, daß es auch ein Kleiderstoff war.

„Welche Farbe würden Sie belieben?“ flucht der studentisch aussehende Jüngling ein, und seine Finger glitten dabei durch die rauchenden Stoffe. „Vielleicht Heliotropfarben und Eisenbein, Dellsgrün und Dunkelgrün, Schwarz und Rosa, Blau und Weiß —?“

Ich besann mich. „Nein, crevettefarben,“ antwortete ich sodann.

„Ah so,“ erwiderte der ältere Herr im Tone leichten Bedauerns, „also nicht gestreift? . . . Bitte, nach hinten!“

Wir machten kehrt und trottetten wieder zurück. Angstperlen tropften mir von der Stirne. Herrgott, war das eine Arbeit!

So schwer hätte ich mir einen Kleiderkauf im Leben nicht gedacht! Treppauf und treppab, bitte nach vorn und bitte nach hinten, — die reine Schweiniger-Kur! Sei's, sagte ich zu mir lei's um Kennchen's Willen! Das stärkte meinen gesunkenen Muth.

„Hinten“ wiederholten sich die Szenen von „vorn“. Wieder raste ein Jüngling eine Leiter hinauf und hinab, und wieder rollten sich schillernde Gewebe vor mir auf.

„Bitte, crevettefarben!“

„Ah, — das war einmal schön! Wie eine Fee mußte Klein-Kennchen in dieser glänzenden Hülle aussehen! — Ich nicht befriedigt.“

„Mit wie viel Metern dürfte ich wohl dienen?“ fragte der Jüngling und klapperte bereits mit seiner Schere.

Da stand ich nun wieder! Mit wie viel Metern konnte der freundliche Jüngling wohl dienen? Wenn ich's nur gewußt hätte!

Der verabschiedete Ober-Regierungsrath, oder der so ausah, merkte meine Verlegenheit und kam mir mit seinem Wohlwollen zu Hülfe.

„Sind die gnädige Frau groß oder klein von Figur?“ fragte er.

„Klein,“ wollte ich antworten, da mir das aber respectirlich dünkte, so sagte ich: „Mittel.“

„Da werden sechzehn genügen,“ meinte der alte Herr.

„Ja, ich glaube, sechzehn werden genügen,“ bestätigte ich zuversichtlich.

Sissi — kaufte die Schere durch den Stoff. Er wurde verpackt, unwidert und verpackt, dann geleitete mich der alte Herr an den Treppenabgang, complimentirte tief und übergab mich einem gallonirten Diener, der mein Paket an die Kasse trug, wo ich vierundfünfzig Mark bezahlte, was ich in Andenacht der gewonnenen tausend Thaler fürchtbar billig fand.

Man fragte mich, ob ich Zuzahlung des Pakets wünschte. Nein, ich wollte es gleich mitnehmen. Nun wurde es in meine Droschke gebracht, und ich rasselte mit dem schwer erworbenen Schape davon, während ich die Perlen auf meiner Stirn trocknete.

Unterwegs kaufte ich bei meinem Cigarrenhändler noch eine Kiste „Henry Clay“, — gleichfalls à Conto der tausend Thaler. Dabei fiel mir ein, daß ich bei dem Cigarrenhändler ja noch einmal die Ziehungsliste vergleichen konnte. . . . Sicher ist sicher. . . . Der Mann suchte die Liste hervor, und ich suchte nach meiner Nummer.

Plötzlich zuckte ich zusammen. „Entschuldigen Sie,“ sagte ich bekommenen Herzens, „das muß ein Druckfehler sein! Hier steht ja 37,263 statt 37,203!“

Der Mann verstand nicht gleich, aber als ich ihm die Sachlage erklärt hatte, schüttelte er lächelnd den Kopf.

„Dann hat Ihre Zeitung den Druckfehler gebracht,“ meinte er, „das hier ist die offizielle Ziehungsliste, in der jede Artung ausgeschlossen ist. Ich habe sie heute früh erst aus Braunschweig erhalten.“

Das war eine schöne Geschichte! Ich sagte kein Wort, fuhr schweigend nach Hause und legte meiner gramverdüsterten Frau stumm das Stoffpaket in die Arme. Sie öffnete es nicht erst, sondern trug es auf den nächsten Stuhl. Dann seufzte sie.

„Schau,“ sagte ich, „komm' her und sei wieder gut! Ich war heftig, aber ich bitte ab!“

Nun slog sie auf mich zu, fiel mir um den Hals, und ich fühlte ihre Lippen auf meinem Munde.

„Gottlob!“ jubelte sie, „o Du Böser! O Du Güter!“ — Und geschwind war sie am Stuhle, nestelte das Paket auseinander und klatschte in die Hände. „Also doch crevettefarben?! O Du Güter! O Du Böser!“

Neue Umarmung und neue Küsse. Dann aber hing sie sich an meinen Arm und sagte ernsthaft:

„Nun hör' zu, Otto. Nach Italien fahren wir nicht. Mein Kleid hab' ich fort, Du bekommst noch das Paneel-Sopha, — der Rest wird gepart, — Du weißt schon . . .“

„Nein, Kind,“ entgegnete ich, „nun bin ich nicht mehr für das Sparen!“

„Aber, Otto, fängst Du schon wieder so an?“

„Es war ein Druckfehler, mein Kind —“

„Was denn, Otto —?“ Und ihre Augen wurden größer. Ich erzählte mein Mißgeschick, aber lachenden Mundes. Sie wurde zuerst blaß, dann roth, und dann lachte auch sie.

„O je, o je, Otto, aber das crevettefarbene —?“

„Dafür reisen wir ja nicht nach Italien!“

Sie stuzte, lachte wieder und meinte sodann:

„Du Schlantop! Nun daß er einmal auf, wie ich doch sparen werde, um Dir das Paneel-Sopha zu schenken!“ —

Und richtig, — zu Weihnachten hatte ich's.

Rechtndr verboten.

Angelika Kauffmann.

Zur einhundertundfünfzigsten Wiederkehr ihres Geburtstages. Von Georg Malkowsky.

Der Einfluß der Frauen in der Kunstgeschichte beruht auf einer der lebenswürdigsten weiblichen Eigenschaften, auf der Empfänglichkeit, auf dem Vermögen, das Schöne empfindend in sich aufzunehmen und subjectiv verarbeitet nach der Richtung des Anmuthigen auszugestalten. Gerade an der Grenzschiede des Jahrhundert's, als sich die Kunst aus der Rückkehr zur einfachsten Form der Antike heraus zu degenerieren begann, macht sich dieser Einfluß besonders bemerkbar. Das auf einem gewissen Mißverständnis des griechischen Schönheits-Ideals beruhende Sentimentale mußte die weibliche Natur besonders anziehen und zur Bethätigung reizen.

Die Zeit Winkelmann's ist eine wesentlich receptive, weiblich empfindame. Das durch ihn vermittelte Kunstverständnis hat noch nicht die Feuerprobe der viel langsamer zur Geltung kommenden Lessing'schen Kritik bestanden. Der sich um Winkelmann in Rom sammelnde Kreis nordischer Künstler besteht aus unsicher tastenden Nachempfindern, deren Selbständigkeit im Erfassen der Antike unter dem gleichzeitigen Einfluß der auf sie eindringenden Fülle der Renaissance-Denkmalerei leidet. Raphael Mengs bleibt im Banne der amuthigen Contouren seines großen Namensvetters, und Carstens verweicht die straffe Muskelspannung Michel Angelo's zu überquellenden Fleischmassen. In der Stoffwahl macht sich ein gleiches Schwanken bemerkbar. Griechische Mythe und christliche Legende, Homer und Oßian, Sophokles und Shakespeare müssen gleichmäßig zu Illustrations-Zwecken herhalten. Das einzig Weibliche in der Erscheinungen Flucht ist jenes schwer definirbare Sentimentale.

Raphael Mengs und Carstens leben nur noch im Gedächtniß der Kunstgelehrten, aber um Angelika Kauffmann's Bestaltin sammelt sich noch immer ein Kreis naiver Bewunderer. Angelika Kauffmann verdankt den besseren Theil ihres Ruhmes gerade jener edlen Weiblichkeit, den ihre modernen und modernsten Genossinnen am liebsten als ein Hinderniß freier Künstlerthätigkeit abstreifen möchten. Ihre Lebensschicksale sind von ihrem Kunstschaffen nicht zu trennen.

In Chur am 30. October 1741 als Tochter eines tüchtigen Malers geboren, war sie von frühester Kindheit an wie Raphael Mengs der Kunst verfallen. Was aus diesem strengen und systematische Dressur zu machen wußte, das wurde sie allmählig aus freier Wahl. Als ihr Vater nach Vollendung der ihm vom Bischof von Chur aufgetragenen Arbeiten nach Morbegno an der Adda übersiedelte, zeichnete das neunjährige Kind bereits erträglich nach Abgüssen antiker Köpfe und versuchte sich erfolgreich in Pastell-Portraits. Als elfjähriges Kind malte sie das Bild des greisen Bischofs von Como, Nevrone Capuccini, und erregte dadurch solche Aufmerksamkeit, daß zahlreiche Bestellungen es ihr ermöglichten, einen Theil der Kosten des Haushaltes zu tragen. Der in das Jahr 1752 fallende Aufenthalt in Como scheint zu den ungetrübtesten Jugend-Erinnerungen Angelika's gezählt zu haben, die sie in ihren späteren Lebensjahren im Stil der Zeit sentimental aufzupuzen liebte. So schreibt sie in einem ihrer Briefe:

„Du fragst mich, mein Freund, warum Como mir immer in Gedanken sei. Como war es, wo ich in meinem glücklichsten Jugendalter die ersten Freuden genüßte des Lebens empfing. Ich sah reiche Paläste, reiche Landhäuser, niedliche Lustschiffe, ein glänzendes Theater. Alles kam mir vor wie im Paradiese. Ich sah Amor im Begriff, einen Pfeil gegen meine Brust abzudrücken. Als unbefangenes Mädchen wich ich ihm aus, der Pfeil traf nicht. Nach vielen Jahren führte mich mein Genius wieder in diese reizenden Gegenden. Ich genoss die Freuden des reiferen Alters, der Freundschaft, der herrlichen Ufer jenes Sees. Eines Tages wandelte ich mit theuren Genossen in einer der reizendsten Villen; ich sah im schattigen Wäldchen den schlummernden Amor, ich nahte mich ihm; er erwachte, sah mich freundlich an, erkannte mich ungeachtet der silbernen Locken; plötzlich erhob er sich, um sich zu rächen, — er verfolgte mich, warf den Pfeil, — und wenig fehlte, daß ich getroffen wurde.“

Mit der Uebersiedelung der Familie Kauffmann nach Mailand im Jahre 1754 beginnen die eigentlichen künstlerischen Lehrtage Angelika's. Erst jetzt traf sie die endgültige Entscheidung zwischen Malerei und Musik. Sie hatte lange geschwankt, ob sie nicht ihre schöne, zu Herzen dringende Stimme ausbilden lassen solle, aber die Mailänder, besonders Leonardo da Vinci, hatten es ihr angethan. Die aus ihren Bildern sprechende leuchtende Grazie der Zeichnung berührte ihr weibliches Empfinden sympathisch, sie copirte eifrig und machte erste Studien in der Technik der Wandmalerei, die sie bald darauf zu verwerthen Gelegenheit fand. Nach dem Tode ihrer Mutter zog es den Vater nach der Heimath zurück. Hier malte er die Kuppel der Stadtkirche, und Angelika bedeckte gleichzeitig die Wände mit den Bildnissen der zwölf Apostel nach Kupferstichen von Piazzetta. Auch zur Ausübung der Portrait-Malerei bot sich vielfach Gelegenheit in dem nahe gelegenen Constanz.

Aber die unwiderstehliche Sehnsucht nach Italien trieb sie über die Alpen zurück. Nach längerem Aufenthalt in Mailand, Parma, Bologna und Florenz, finden wir die Familie Kauffmann endlich im Jahre 1762 in Rom. Hier ging der jungen Künstlerin eine neue Welt auf. Raphael und die Antike sind die beiden Pole, um die sich ihre künstlerische Entwicklung dreht. In Bindelmann findet sie einen väterlichen Freund und Berather, der ihr das Verständniß der Antike erschließt und sie auf die Allegorie, als das wirksamste Kunstmittel zur Uebersetzung der Idee hinweist. Mit leidenschaftlicher Zuneigung schließt sie sich dem älteren, überlegenen Manne an und sucht durch Lesen ihre lüdenhafte Bildung zu vervollkommen. Aus dieser Zeit stammen die beiden von ihr gezeichneten und radirten Bildnisse Bindelmann's, der sich geschmeichelt fühlt „von einem schönen Frauenzimmer gerät zu werden“. Eifrigste Studien in der Perspective und in der historischen Composition füllten die Zeit aus, soweit sie nicht ihr steigender Ruf als Portrait-Malerin in Anspruch nimmt.

Besonders von reichen Engländern gesucht, folgte sie im Jahre 1766 einem lockenden Rufe nach England und ging hier einem tragischen Schicksal entgegen, das ihr ganzes Leben mit dem Schimmer unerschuldeter Leidens umgab. Man nahm sie in London mit offenen Armen auf. Lady Spencer und Lord Egerton führten sie in die vornehmsten Kreise ein. Die Königin und ihr Sohn, der Herzog von Braunschweig, und der König von Dänemark ließen sich von ihr malen. Sir Joshua Reynolds, von dem Liebreiz der berühmten Künstlerin ergriffen, machte ihr einen Heirathsantrag, den sie zurückwies, um in die Reize eines Betrügers und Schwindlers zu fallen. Ein angeblicher Graf Friedrich Horn spielte in den höchsten Kreisen der Londoner Gesellschaft eine glänzende Rolle. Er wußte sich auch in das Atelier Angelika Kauffmann's einzuführen und gewann das empfängliche Herz der Malerin. Eines Tages stürzte er schredensbleich in ihr Zimmer und bewog sie durch die läugerische Erzählung, man habe in Schweden eine Verführung entdeckt, an der er Theil genommen, und er müsse fliehen, zu einer heimlichen Heirath. Als Angelika's Vater im Jahre 1767 nach London kam, erkannte er die Sache verdächtig. Die angestellten Nachforschungen ergaben, daß der angebliche Graf Horn, ein ehemaliger Kammerdiener, unter dem Namen Studerat und Rosenkranz in Deutschland verschiedene Betrügereien ausgeübt habe und bereits verheiratet sei. Die Ehe wurde nach manchen Geldopfern gelöst und Angelika suchte in angestrebter Arbeit ihren Kummer zu vergeßen. Fünfzehn Jahre verweilte sie in England, dessen Landtage den größeren Theil ihrer im Stil der Zeit gehaltenen, mit allegorischem Beiwerk versehenen Bildnisse aufweisen. Auf eifriges Andringen ihres Vaters schloß sie im Jahre 1781 mit dem um zwölf Jahre älteren Maler Antonio Zucchi eine Vermählung, die sie niemals zu bereuen hatte, und lebte in demselben Jahre an Ruhm und Ehren reich nach Italien zurück.

Nachdem ihr Vater schon 1782 in Venedig gestorben war, schlug sie ihren dauernden Wohnsitz in Rom auf. Hier wurde ihr gastfreies Haus bald ein Sammelpunkt der Gelehrten und Künstler, denen sich berühmte Fremde anzuschließen liebten. Der römische Adel ließ sich von ihr malen, für die Kaiserin Katharina von Rußland, den Kaiser Joseph II., die Königin von Neapel componirte sie große historische Gemälde und sammelte in ein Vermögen, das ihr erlaubte, ihrer Neigung zum Sammeln von Kunstschätzen nachzugeben.

Der Spätsommer ihres Lebens ward durch den Verkehr mit Goethe verklärt, der im Jahre 1787 nach Rom gekommen war und zu ihren eifrigsten Verehrern zählte. „Frau Angelika“, die „gute Angelika“ spielt in seinem Tagebuche eine große Rolle.

Bei ihr speist er Sonntags, mit ihr besucht er die Kunstsammlungen, sie ist die Vertraute seiner kleinen Liebeschmerzen. Er widmet ihr das erste Exemplar seines Gamont, und sie zeichnet ein Titelkupfer dazu. Ob die gute Angelika den „großen Goethe“ wirklich so ganz verstanden hat? Er hat sich später um vieles kühler über sie geäußert, und als sie ihn einmal portrairirt, da „verdrießt es sie, daß das Bild nicht gleichen will. „Es ist immer ein hübscher Bürsche, aber keine Spur von ihm.“

Das künstlerische Schaffen Angelika's wendet sich während dieser Periode immer mehr antiken Stoffen zu, an denen sie immer wieder das Pseudo-Sentimentale anzieht. Adonis auf der Jagd, Psyche, Agrippina, Bacchus und Ariadne, der Tod der Alceste, Phryne, Egeria und Numa, Hero und Leandro, das sind die Vorwürfe, die ihrer Eigenart am meisten entsprechen.

Nach dem Tode ihres Gatten im Jahre 1795 verübt sie es einmal wieder mit der religiösen Malerei. Sie stiftet für die heiligtliche ihrer Vaterstadt eine Krönung Maria durch die heil. Dreifaltigkeit. An dem Antlitz Gottvaters will ihre Hand erlahmen, aber sie bringt es doch schlecht und recht fertig und freut sich über die Berichte von der feierlichen Enthüllung ihrer Stiftung. Der Rest ihres Lebens verfließt bei langsam abnehmender Schaffenskraft in ruhigem Kunst- und Literaturgenuß. Am 5. November 1807 entschlief sie sanft, während man ihr eine geistliche Ode Geller's vorlas. Sie wurde in S. Andrea delle Fratte beigesetzt und ihre Büste im Pantheon aufgestellt.

Angelika Kauffmann's Stellung in der Kunstgeschichte ist bereits oben genügend angedeutet. Ihre künstlerische Individualität ist keine scharf umrissene, aber was ihr an Kraft abgeht, erlegt sie durch Anmuth und durch bewußtes Mahhalten mit dem bescheidenen Können. An ihren größeren, historischen Compositionen in Wien, München, London und Petersburg geht man vorüber, aber ihr Selbstportrait in den Uffizien, das mit Weinlaub bekränzte Mädchen in Berlin und vor Allem die Bestaltin in Dresden zeugen von einer lebenswürdigen Künstlerinnatur, die sich anspruchslos äußert. Ihre Zerthümer sind die Zerthümer bedeutender Männer, an die sie sich vertrauensvoll anschließt. Ihre Hingebung an die antike Kunstauffassung ist keine besonders verständnißvolle, aber eine um so innigere, und ihre Gracienmutter, als schönste Schändel ihre Söhne vortugend, mag dem Kritiker ein spöttisches Lächeln entlocken, ob der Bescheidenheit der angewandten Kunstmittel, das Herz einer Mutter rührt sie heute, wie vor hundert Jahren. Die Frau spricht zur Frau und findet stets den verständlichsten Ausdruck, wenn sie sich selbst empfindend an die Empfindung wendet.



Rahmend verboten.

Treue Kameraden. Von August von Heyden. Siehe die Abbildung, Seite 161. — Ein Dröhnen und Krachen, dann Splitternde Geräusche, — ein vielfacher Schrei und leises Wimmern. Durch die Luft zieht ein biederer Qualm von losgelassenen Kalt-Atomen und zerklüftendem Mörtdel. . . Die Fierste eines Pfeilerbaues hat die stützenden Zimmerungen im Steinlocher-Fiß durchschlagen und im Herabstürzen einen der Arbeiter schwer verlegt. Noch bröckelt von allen Seiten das lockere Gestein hernieder, aber die Arbeiter achten der Gefahr nicht, — todesmüthig schleppen sie den verwundeten Kameraden vom Orte des Schreckens an einen sicheren Platz. Ein Steiger und ein höherer Grabenbeamter leiten die Fortschaffung; der Verwundete soll auf ein Soodengestell gelegt werden, auf dem man durch darüber geworfene Grubenkittel ein leibliches Lager zu bereiten sucht. Im Vordergrund des mit großer anschaulicher Kraft dargestellten Gemäldes sind bereits einige Arbeiter in voller Thätigkeit begriffen, eine neue Schützinnernung herzustellen. Von besonderem Interesse ist der Gesichtsausdruck des jungen Schleppers zu den Füßen des Verunglückten, — vielleicht dessen Sohn; er mag zum ersten Male Zeuge eines dergleichen tragischen Ereignisses sein, denn noch malt sich auf seinem Antlitz Schreck und Entsetzen wieder. . .

Professor August von Heyden ist ein Sohn des bekannten Dichters Friedrich von Heyden, dessen populär gewordenes Werk „Das Wort der Frau“ wohl in keiner Familien-Bibliothek fehlt. Er wurde 1827 in Breslau geboren, studirte auf den Universitäten Breslau und Berlin Bergbau, wurde dann Obersteiger in Carpeno in Istrien und später Verwaltungs-Chef der Bergwerke des Herzogs von Ujest in Oberösterreich. Im Jahre 1859 wechselte er den Beruf und folgte seinem Wunsche, Maler zu werden. Er studirte in Berlin und Paris und erhielt schon 1863 für sein Bild „Die heilige Barbara, Schutzpatronin der Bergleute“ in letztgenannter Stadt die goldene Medaille. Zehn Jahre später wurde ihm für sein Gemälde „Walthere“ und das später von der National-Gallerie angekaufte Bild „Festmorgen“ auf der Wiener Weltausstellung die Kunst-Medaille zu Theil. 1880 wurde Herr von Heyden Lehrer der Kostümgeschichte an der Berliner Akademie und 1890 berief ihn der Kaiser in den reorganisirten Staatsrath. Von den Monumental-Malereien Heyden's, meist umfangreichen Compositionen, seien die Gemälde im Berliner Rathskeller, die „Geschichte der Schießwaffen“ im Generallands-Gebäude und der Arion-Vorhang im Opernhaus erwähnt. Auch als Illustrator und Radirer ist der treffliche Künstler vielfach thätig gewesen.

Eine Gewissensfrage. Von August Holmberg. Siehe die Abbildung, Seite 163. — Eine Gewissensfrage, vom erst blickenden Vater gestellt, — eine Frage, bei der das Herz der Tochter ängstlich zu pochen beginnt! — Wie mag die Frage wohl lauten? — Ist es ein dustendes Briefchen, das der alte Herr im Lieblingsbuche seiner Tochter gefunden hat, und das ihn veranlaßt, ein mahnend fragendes Wort an sie zu richten? . . . Vielleicht, — denn sicher scheidet Amor, der Schalk, hinter der Gardine! —



Rahmend verboten.

Das Papier auf der Tafel. — Es heißt, das Papier sei guldig, und gewiß hat es sich seit grauer Vorzeit auf allerlei Weise in den Dienst der Menschheit gestellt. Denken wir an den Papyrus, der uns durch Jahrtausende die Geschichte längst entschundenen Völker erhalten hat, an jenen „Schein“, den Mephisto's Schlaueit dem armen Kaiser zu schaffen anrieth, um seinen leeren Staatskassach zu füllen (s. Faust II. Theil), und den wir nun, als ein kleines Kunstwerk der Staatsdruckereien, längst ge-

wohnt sind, dem blinkenden Gold und Silber gleich zu achten. Ein Bogen Papier wurde oft entscheidend für die Geschichte der Völker, für das Wohl und Wehe des Einzelnen, entscheidend über Leben und Tod, und was ist im Laufe der Zeit nicht Alles einem solchen anvertraut worden? Getreulich, nichts auszulauern beobachtet er die Weisheit des Gelehrten, die Entdeckungen des Forschers, die Offenbarungen der Muse, große und kleine Geheimnisse, er dient den Menschen in Leid' und Freud', jedem gefällig, der es versteht, seine Gedanken in geschriebene Worte zu kleiden. Ueberdies hat sich das Papier den Zeiten accomodirt; es bestand nicht eigensinnig darauf, aus Pflanzenfasern und Lumpen bereitet zu werden, für Druckerschwärze begünstigt es sich gar mit Holz und Stroh. Dafür aber lohnte ihm die Neuzeit und erschuf eine Industrie, die es zu unzähligen Dingen, für Staat und Haus' verwendbar macht. Wir aber wollen von jenen kleinsten Erzeugnissen reden, die sich nutzbringend für Tafel und Küche erweisen. Beginnen wir mit jenen süßen Speifen, von denen es heißt, daß sie von den Frauen bevorzugt würden, — mit dem Kuchen. Welcher Conditior würde es wagen, uns einen solchen in's Haus zu schicken, ohne daß er auf einem spizenumrandeten Papier ruhte, dessen reiches Muster in vollendetster Weise edlen Vorbildern nachgeahmt ist? Die gleichen Bogen verwenden wir selbst; rund, viereckig, oval, den verschiedensten Größen und Formen angemessen, benützen wir sie als Unterlage des Brodes, zum Schutz des silbernen Tellers, bei der Decoration der Frucht- und Confect-Schalen. Für Früchte insbesondere giebt es außerdem der Natur nachgebildete grüne Blätter, die, zwischen Birnen, Äpfel und Trauben gelegt, von hübscher, täuschender Wirkung sind. Kleine, fein gemalte Papierhüllen umschließen einzelne Stücke des feinen Confectes, alle jene glasierten Früchte, deren rasch schmelzender Caramel-Ueberzug leicht die Finger befeuchtet, die Fondants, Chocoladen, petit fours, deren weiche Glatur sich namentlich in warmer Temperatur oft auflöst und von dem eleganten Aussehen einbüßen würde. Nur flüchtig erwähnen wir die Krebs- und Obst-Servietten von Papier, die, kaum mehr salonfähig, in vornehmen Häusern durch solche von farbigem Gewebe ersetzt werden.

Dafür aber wenden wir uns der Küche selbst zu; hier sind, — namentlich bei Gesellschaften, — die verschiedenen Papier-taschen für Ragout, Gemüse &c. geradezu unentbehrlich. Es sollen kalte und warme Vorspeisen eigentlich dem Geschmacke nur einen anregenden Bissen bieten; diesen appetitlich, als ein kleines fertiges Ganze, dem Gaste darzubieten, ist die Sache der Köchin. Zwei bis drei Kustern gebaden oder in Aspice, ein Stückchen Gänseleder-Pakete, Caviar, ein Löffel Hummer-Rayonnaise, ein feiner italienischer Salat, decorirt mit Sardellen, Anchovis, Kapern oder Ei, ein beliebiges warmes Ragout, — jede dieser Delicatessen in entsprechender Art in einem der erwähnten Kästchen angerichtet, verweist sich bequem; abgesehen davon aber, wird eine Ersparniß der Quantität festzustellen sein, da einmal die geringste Menge verwendet werden kann, außerdem aber nicht das Mindeste verloren geht. Uebrigens soll hier eingeschaltet werden, daß ganz kleine Muscheln, für Caviar oder ein bis zwei Kustern, eine hübsche Abwechslung beim Arrangement geben. Dasselbe gilt für Gemüse, die als Beilage großer Fleischstücke gegeben werden; es ist anderenfalls hier bisweilen geradezu unappetitlich zu sehen, daß zwei einander ganz entgegengesetzte Saucen sich mischen, und die Schüssel ein buntes Durcheinander bietet, aus dem der zuletzt bediente Gast Mühe hat, das Entsprechende heraus zu finden. Ist mit dem Gebrauch der bisher aufgezählten Papier-Erzeugnisse ein realer, practischer Nutzen verbunden, so dient das ganze Heer der mannigfachen „Papillotten“ fast ausschließlich dem Aussehen, obgleich dieselben am Knochen der Cotelette, an den Füßen des kleinen Geflügels, oder am Bein des Keulenbratens, ein mögliches Anpassen mit den Fingern erleichtern könnten. Nur Decoration sind die papiernen Halskrausen, mit denen oft die Vögel geschmückt werden und die Kofetten &c. der silbernen Spieße; hier aber ist, — wie bei einer geschmückten Damen-Toilette, — Vorsicht zu empfehlen, ein „Zwiesel“ ist unsein. Das Gefrorene, wenn es in Fruchtform erscheint, liebt man ebenfalls auf kleinen, spizenumrandeten Unterlagen von Seidenpapier zu serviren, was den Anschein erwecken soll, als sei das Dargebotene wirkliches Obst. Butter und Käse-schüsseln erhalten die gleichen Papiere wie die Kuchen. Bei Familienfesten, oder in besonders intimen Kreisen giebt man den Gästen beim Deffert auch wohl noch eine aus feinem Carton gefertigte Düte, oder ein Kästchen in Pompadour-Form, oft mit dem Muster des Services, — namentlich dem beliebten Meißener Zwiebelmuster, — bedruckt, um den Kindern daheim keine Lederbissen mitzunehmen. — Für den Anlauf aller dergleichen Erzeugnisse der Papier-Industrie empfehlen sich, auch für Privat-Personen, nicht Detailgeschäfte, sondern die betreffenden Fabriken direct; man thut gut, stets verschiedene Duzende der kleinen Gegenstände zu erhalten, die dadurch wesentlich billiger werden. Auch wird der Besucher bei einer solchen Gelegenheit sehen, wie außerordentlich groß die Auswahl ist, und wie Vieles vielleicht noch erwähnenswerth gewesen wäre. Elisabeth Kaselowsky.

Kleine Rathschläge. — **Fleisch-Curry.** Ein gutes Pulver — Cooke, Crosse und Blackwell wären am meisten zu empfehlen, — und aufmerksame Bereitung sind die ersten Bedingungen zum Gelingen dieses, namentlich in Indien ungemein beliebten, aber auch hier von Herren, besonders Seereisenden, hochgeschätzten Essens. Aus den verschiedenartigsten Dingen, gekochtem oder rohem Fleisch, Hühnern, Kaninchen und Fischen hergestellt, wird Curry immer mit Reis servirt und meist in zwei Schüsseln aufgetragen, wobei man den Reis zuerst anbietet. Kalbfleisch, Schweinefleisch oder Rind, — Hammelfleisch ist am wenigsten beliebt, — wird in nicht zu große Würfel geschnitten, in gleicher Weise die Fische, wenn diese verwendet werden sollen. Nun thut man 3/2 Gr. Butter in eine Pfanne, giebt 3-4 große, geschnittene Zwiebeln hinein und läßt diese sich goldgelb färben, gießt dann 1/2 Liter kräftige Fleischbrühe und allmählich einen Eßlöffel Essig hinzu, verbindet das Ganze mit 2-3 Eßlöffel Curry und läßt es eine Stunde bei mäßigem Feuer ziehen. Nach Ablauf dieser Zeit thut man das Fleisch hinein, das unter häufigem — fast beständigen — Rühren mindestens 2 Stunden, je länger desto besser, allmählich in der Brühe weich dünsten muß. Die rechten Curry-Esser fügen noch eine Menge anderer Ingredienzien zu, die zuletzt hineingethan, den pikanten Geschmack erhöhen sollen, z. B. Cocosnuß, Tamarinde, Citrone, Piccabilly oder ein paar Löffel feines Salatöl. Kleine Butterstücke verbessern den Curry. Der Reis muß durchaus körnig sein und wird am besten nur in Wasser, und zwar auf folgende Weise gekocht: Man bringt 2 Liter Wasser, in das man einen Eßlöffel Salz schüttet, zum Kochen, giebt 250 Gr. gut gewaschenen Reis hinein, läßt ihn etwa 10 Minuten kochen, bis die Körner anfangen weich zu werden, schüttet ihn dann auf ein Sieb und läßt das Wasser ablaufen. Inzwischen reibt man den Topf mit Butter aus, thut den Reis wieder hinein und läßt ihn weitere 20 Minuten langsam quellen, was entweder auf der Platte oder in einem mäßig warmen Ofen geschieht. Auf diese Weise bereitet, lockern sich die einzelnen Körner und werden so, ziemlich trocken, fast ausschließlich in allen südlichen Ländern genossen.

Kunstüberblickes

Nachdruck verboten.

Neuheiten in Photographie-Rahmen. Immer mehr macht sich in unseren Tagen das Streben nach Eleganz, nach schöner, geschmackvoller Einrichtung der Wohnräume geltend. Wie die modernen Häuser schon mit allem Comfort eingerichtet werden, so sucht man auch in der Ausstattung der Zimmer eine reiche, gefällige Wirkung zu erzielen. Unzählige Kleinigkeiten und Neben- sachen tragen wesentlich dazu bei, den Eindruck der Behag- lichkeit zu erhöhen und von dem Schönheitsfuss und Geschmack der Bewohner, wohl auch von ihrem Reich- thum, Zeugniß abzulegen. Die Industrie und das Kunstgewerbe haben in- folge dessen einen unge- ahnten Aufschwung ge- nommen, um nach allen Richtungen hin die erhöh- ten Ansprüche, die an ihre Leistungen gestellt werden, zu befriedigen. Diese Fort- schritte zeigen sich auch recht auffällig in der Fa- brication der Bilderrahmen.



In der „guten alten Zeit“ bildete oft nur eine schmale Gold- leiste den Abschluß der Portraits, die meist in Pastell oder Lithographie ausgeführt waren; wenn man sich mit einer Sil- houette begnügte, war die Ausstattung noch bescheidener. Auch die Daguerreotypen und ersten Photographien stellten sich noch in ungemein anspruchsloser und einfacher Fassung dar. Aber mit der Vervollkommnung der photographischen Kunst widmete man auch der Umrahmung ein erhöhtes Interesse, und heutzu- tage erscheinen die Photographie-Rahmen in einer Vielgestaltig- keit, in einer Mannigfaltigkeit des Materials, der Formen und der Ausstattung, die Bewunderung verdient und den verschiedensten Wünschen und Verhältnissen Rechnung trägt. Die Photographie ist ja schon längst salonfähig geworden; sie findet nicht nur ihr bescheidenes Wandplätzchen in der Wohnstube, betritt den Salon auch nicht bloß in einem Album verborgen, sondern erscheint oft in reichem Gewande in den elegantesten Räumen, wo sie auf dem Schreibe- tische, dem Ramin, den Wandbrettern eine in die Augen fallende Stellung einnimmt. Da sehen wir die Bilder lieber Ange- höriger, die Wiedergabe hervorragender Kunstwerke, die Portraits der Mitglieder des kaiserlichen Hauses oft in den kostbarsten, reich- sten und geschmackvollsten Rahmen. Wahre Kunstwerke waren z. B. aus Schmiedeeisen, aus einem Stücke, in Form von Rosenranken mit Blättern, Knospen und Blüten durch Handarbeit hergestellt. Das harte Material hat sich in bewundernswürdiger Weise dem Willen des Bildners gefügt und wirkt durch die feine Zeichnung und Ausarbeitung, wie durch den verschiedenen Schimmer des Metalls äußerst reizvoll, gediegen und vornehm. Freilich sind derartige Gegenstände durch ihren hohen Preis (50 Mark für einen Rahmen in Cabinetgröße) nur den Bemittelten zugänglich. Sehr wirkungsvoll nimmt sich ferner die Zusammenstellung von schwarzem Eisen und Kupfer durch den interessanten Contrast der Farben aus; viele geschmackvolle Mu- ster zeigen die Vereinigung dieser Metalle. Eine hervorragende Neuheit auf dem Gebiete der Fassung von Photographien bildet der Onyx-Marmor mit Aufzügen von echter Goldbronze oder Email, die sich von dem zarten, durchscheinenden, warm ge- tonten Material, das oft leicht bewölkt oder von Adern durch- zogen ist, wirkungsvoll abheben. Der schöne werthvolle Stein, der seit den ältesten Zeiten ägyptischer Kunst wohl bekannt ist, hat erst neuerdings wieder zu kunstgewerblichen Zwecken Anwen- dung gefunden; oft dient er auch zur Füllung der Ornamente bei eleganten Rahmen aus Goldbronze, während bei dunkler Bronze ab und zu bemaltes Porzellan die Stelle des Onyx vertritt. Die Mannigfaltigkeit der Bronze- und Cuivre poli-Rahmen zu be- schreiben, die bald mit figürlichen Darstellungen, bald mit Blumen oder Arabesken geschmückt sind, liegt außer dem Bereiche der Möglichkeit; die meisten Muster zeichnen sich durch hübsche, origi- nelle Formen und geschmackvolle Eleganz aus; oft trägt auch eine glückliche Farben-Zusammenstellung wesentlich zur Erhöhung des Effectes bei, ohne daß die harmonische Wirkung beeinträchtigt wird. Noch beliebter und moderner als Bronze ist aber oxydirtes Metall, das wegen seines feinen, grauen Tones mannigfache Verwendung auch zu Bilderrahmen findet. Die Unterlage, die aus einer Compositions-Masse oder aus echter Bronze bestehen kann, wird verfilbert und dann oxydirt. Bei den Rahmen dieser Art findet

man neben einfachen, gerieften und streifigen Mustern sehr viel schöne und eigenartige Formen, bald für eine, bald für zwei oder mehr Photographien bestimmt; auch fehlt es nicht an interessanten und gefälligen Umrahmungen für die beliebten Nignon- und Quadrat- oder Muschellarten. Sehr originell nehmen sich die sogenannten Bilderfächer für eine bis drei Photographien aus, sowie die kleinen, dreitheiligen Windschirme; letztere sind oft aus vergoldetem Nickel und zeigen im oberen Theile eine schwarz contourirte Zeichnung auf dem hellen Nidelgrunde, wodurch eine feine, decorative Wirkung hervorgebracht wird.

Unter den Holzrahmen gelten besonders elfenbeinfarbige oder zartgraue mit zierlichen Goldmustern für modern; bisweilen sind sie im Rococo-Geschmack gehalten und mit Aufzügen von Rankenwerk und mattgetönten Blumen geschmückt. Das Rococo-Genre ist viel- fach in Malerei auf Seidenstoff vertreten, namentlich zu Paravents, die zur Aufnahme von zwei, vier und sechs Bildern dienen. Da sieht man auf einer Vorderfläche ganz allerliebste, fein ausgeführte Figürchen im Kostüm jener Zeit, die auf hellblauem, erdbeer- farbenem oder rothdagrünem Grunde, — letzterer ist die bevorzugte Neuheit der Saison, — zum wirkungsvollen Ausdruck gelangen; eine schmale, etwas dunkler getönte Plüsch-Einfassung bildet den Abschluß der Malerei und die Umrandung der Bilder, während die Rückwand glatt mit demselben Stoff bekleidet ist. Durch seine warmen, tiefen Farbentöne behauptet auch der Plüschstoff an sich noch immer seine bevorzugte Stellung als Umrahmungs-Material; er bringt namentlich im Verein mit Gold-Ornamenten einen schönen, malarischen Eindruck hervor.

Selbstverständlich findet die Damenwelt auch bei der Umrah- mung der Photographien ein weites Feld für die Bethätigung ihrer Kunstfertigkeit. Farbige Stickereien auf gelbem Seidentrips, eben- falls mit Plüsch-Einfassung, gehören zu den Neuheiten auf dem Gebiete der weiblichen Handarbeit. Wer den Pinsel zu führen vermag, kann auch durch Malerei auf Seidenstoff, Holz, Glas, Thon etc., kleine Kunstwerke schaffen und sich dazu der Del., Aquarell- und Email-Farben bedienen. Von der rührigen Firma Horn u. Frank sind neue, sehr gefällige Muster auch in Photographie-Rahmen erschienen, deren Ausmalen keine Kenntniß, sondern nur Eigenheit und Sorgfalt, sowie richtige Farbewahl erfordert. Ganz neu und originell sind ferner die zuerst in England aufgetauchten Rahmen aus Eisglas, die in verschiedenen Größen und Formen, auch in Hufeisengefalt, vorhanden sind. Die zierlichen Gebilde, die der Frost an das Fenster malt, sind hier auf dem Glase täuschend nach-



geahnt; dadurch erhalten auch die von der Malerei nicht bedeckten Theile einen eigenartigen Reiz. Man malt mit Oelfarben auf der glatten Seite und überzieht die Blumen, wenn sie vollständig trocken geworden sind, mit französischem Retouchir-Firniss. Auch Aech- und Gummi-Rnetarbeit, Brandmalerei und Kerbschnitzerei, sowie Leder- schnitt, können geschickte Hände zur Ausschmückung von Rahmen wählen. In Leder sind die vorhin erwähnten Bilderfächer eine sehr beliebte Form; die ernst und gediegen wirkende Arbeit kann bei discreter Uebermalung mit Bronze-Farben noch einen erhöhten Reiz erhalten.

Daß sich auch unter den billigen Rahmen, die jeder Kasse zü- gänglich sind, viel hübsche und geschmackvolle Muster befinden, bedarf bei dem massenhaften Verbrauch des Artikels kaum der Erwähnung. D. Altmann.

Bezugsquellen für die verschiedensten Rahmen: E. Kayser, W. Leipzigerstr. 124. Für Rahmen in Schmiedeeisen: S. J. Arnheim, W. Leipzigerstr. 126. Für Eisglas-Rahmen: D. Schlitter- mann, S. Stallschreiberstr. 46.

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Rüschalen-Extract. — Auf welche Weise bereitet man Rüschalen-Extract? Hedwig B., Eibing.

Uebermalen von Photographien. — Kann mir eine kunstverständige Dame recht genau das Verfahren mittheilen, wie Photographien übermalt werden, daß sie wie Delbilder aussehen? Antonie v. S., bei Brünn.

Niedrig geschraubte Petroleumlampe. — Realich wurde in einer Gesellschaft die Frage aufgeworfen und verschiede- artig beantwortet, ob es eine Ersparniß sei, wenn man die Flamme einer Petro- leumlampe niedrig schraubt. Weiß Jemand aus dem Leserkreise hierüber zu- verlässige Auskunft zu geben? A. L., Detmold.

Haaröl. — Ich möchte höflichst um Angabe eines Receptes von meinem Haar- öl bitten. B. G., Lüneburg.



Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Spitzwegerich (120). — Gewiß wollen Sie den Saft der Spitz- wegerich-Blätter, mit Zucker oder Honig vermischt, gegen Krank- heiten der Luftröhre oder Lunge anwenden, dann wünsche ich Ihnen den besten Erfolg. In Betreff der Verfälschung seien Sie nur ohne Sorge; die Pflanze wächst auf Wiesen und Tristen so häufig, daß eine beabsichtigte Fälschung kaum anzunehmen ist. Sollte aus Unkenntniß eine Verwechslung mit anderen Wegericharten stattfinden, so können Sie den echten Spitzwegerich, *Plantago lanceolata*, leicht durch seinen gefurchten Schaft und die schmalen, lanzettlichen Blätter, die schwarz gezähnt und drei- bis fünfrippig sind, unterscheiden. Die anderen Arten haben einen stielrunden Schaft und große, eiförmige oder auch schmale, überall flebrig be- haarte Blätter. Es sind übrigens sämmtlich unschädliche, gute Futterkräuter, die im Volke hier und dort als Heilmittel Verwendung finden und deren Samen von Vögeln gern gefressen wird.

Faktor K. in D.

Essig (120). — Zur Bereitung von Essig für den Haushalt lassen sich mit Wasser verdünnter Spiritus, Trauben- und Obst- wein, Bier, aber auch Honig, Zucker, Ost, Mohrrüben etc. ver- wenden, indem diese Stoffe durch Zusatz eines Essigbildners aus der Weingährung in die Essiggährung übergeführt werden; doch ist dazu reichlich Wasser und der freie Zutritt warmer Luft erforder- lich. Als Gährungsmittel eignen sich alle leicht zersehbaren sauren Stoffe, wie fertiger Essig, Essigmutter, Hefe, Sauerteig, frisches, wiederholt mit Essig angesäuertes Brod. Das zur Verwendung kommende Wasser muß weich und reines Regen-, Fluß- oder Leitungswasser sein; hartes Brunnenwasser ist vorher zu kochen. An Gefäßen benutz man entweder Steintöpfe, große Glasflaschen oder Fäßchen, die aber nicht aus Kiefern- oder Tannenholz be- stehen dürfen, denn der Harzgehalt würde den Essig verderben; noch weniger sollte man sich glastirter oder metallener Töpfe be- dienen, weil der Essig sonst leicht giftige Bestandtheile in sich auf- nimmt. Die Gefäße, welche nur bis zu drei Vierteln angefüllt werden, erhalten eine leichte Bedeckung und einen Platz an warmer Stelle in der Nähe des Stubenofens oder Herdes. Das Wasser muß 18—20 Grad warm sein; auch darf man den Essigerzeuger erst zusehen, wenn die ganze Flüssigkeit diese Tem- peratur erreicht hat. Die sich oben auf bildende Haut ist dann und wann fortzunehmen; sonst hat man alles Mühteln der Gefäße sorgfältig zu vermeiden. Nach beendeter Gährung zieht man den Essig ab, der durch längeres Lagern an Güte gewinnt. Den Bodensatz kann man wieder als Gährungsmittel verwenden. Ein Recept zur Obstwein-Bereitung, die gerade in diesem Jahre, in welchem es viel Fallobst giebt, wohl angebracht ist, finden Sie in Heft 2 dieses Jahrganges auf Seite 16.

M. A. in Baden-Baden.

Cigarrenasche (144). — Die Asche von Cigarren liefert das beste und billigste Pulver für Gold, Silber, Messing, Kupfer, Zinn etc.; auch zum Putzen von Fensterscheiben thut sie gute Dienste, — doch habe ich mir sagen lassen, daß sie um so wirk- samer sein soll, je feiner das Kraut ist, von dem sie stammt. Mögen alle guten Ehemänner im wohlverstandenen Interesse ihrer Frauen also nur hochfeine Cigarren rauchen!

Pfiffikus in Leipzig.

Färben von Moos (144). — Das beste Färbemittel für Moos ist das Methylen-Grün, das Sie unter verschiedenen Namen, als Kaisergrün, Moosgrün, Victoriagrün etc., in jeder größeren Droguen- oder Farbenhandlung erhalten. Doch möchte ich Ihnen beim Ge- brauche Vorsicht anrathen, da die Farbe, wie fast jedes Grün, giftig ist. — Man löst das Mittel in einem irdenen Topfe mit siedendem Wasser auf, löst eine entsprechende Menge weiches Wasser und gießt von der starken Lösung nach Bedarf hinzu, bis man den gewünschten Farbengrad erhält. Das gut gereinigte Moos wird nun in die heiße Mischung gethan und nimmt schon nach einigen Minuten deren Farbe an. Es bedarf nur geringer Uebung und Erfahrung, so wird man ohne Mühe jede beab- sichtigte Nuance erzielen. B. A., Breslau.

